Staatl. Bibliothek
Regensburg

II. 163
Paed. 317.

Heinrich Gottschalk

in

seiner Familie,

oder

erster Religionsunterricht

für

Kinder von 10 bis 12 Jahren,

von

C. G. Salzmann.

Schnepfenthal
in der Buchhandlung der Erziehungsanstalt.
1804.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Vorbericht.

Dieser ist für Lehrer und Lehrerinnen bestimmt, und steht doch in einem Buche, das in die Hände der Kinder kommt. Ich darf also nur einsylbig sprechen, in der Hoffnung, daß man die fehlenden Sylben hinzusetzen werde.

Das Buch bleibt unter dem Beschlusse des Lehrers oder der Lehrerinn, und die Schüler und Schülerinnen bekommen es, nur während der Lehrstunde, in die Hände. Diese lesen ein Stück nach dem andern vor, jene besprechen sich mit ihnen darüber. Sie suchen ihre Schüler und Schülerinnen durch Aufstellung mehrerer Exempel zu überzeugen, daß alles, was gewirkt wird, durch unsichtbare Kräfte gewirkt werde, und daß alles Sichtbare bloß Wirkung des Unsichtbaren sey. Aus die-

ser Ueberzeugung geht dann leicht der Glaube hervor, daß alle Wirkungen durch eine weise und gütige Grundursache geleitet werden.

Bey Ausarbeitung dieses Lehrbuchs habe ich auf die im Schwange gehenden Meinungen nicht Rücksicht genommen; sondern bin immer ganz meiner eigenen Ueberzeugung gefolgt. Nie haben Autoritäten auf meine Schriften Einfluß gehabt.

Da man mich nun im achtzehenten Jahrhunderte immer ruhig meinen Weg hat gehen lassen, so erwarte ich dieß noch weit mehr im neunzehnten, das sich vorzüglich der Humanität rühmt. Meine Ueberzeugungen werden übrigens, wie sich von selbst versteht, niemanden aufgedrungen. Diejenigen, die sie nicht annehmlich finden, lassen sie ungebraucht, und so ist alles abgethan.

Schnepfenthal im Wonnemonde 1804.

C. G. Salzmann.

Erster Abschnitt.

Der Herbst war nun da. In Gärten und Feldern sah man allenthalben Menschen, die sich damit beschäftigten, die Früchte von dem einzuernten, was sie den Frühling und Sommer hindurch gesäet und gepflanzet hatten. Tausend Kinder konnten an diesem Vergnügen keinen Theil nehmen: entweder weil sie keinen Fuß breit Land hatten, den sie hätten bearbeiten können, oder weil ihnen der Freund fehlte, der ihnen gezeigt hätte, wie man die Erde bearbeiten, besäen und bepflanzen muß. Herrn Tillmanns Zöglinge hatten beydes. Der gute Vater hatte jedem einige Beete zur Benutzung über-

geben, und Herr Tillmann hatte sie gelehrt, wie sie dieselben bearbeiten müßten. Folglich hatten sie auch nun die Freude — ernten zu können.

An einem heitern Herbsttage, da sie in den Lehrstunden sich durch ihre Aufmerksamkeit und ihr gutes Betragen die Zufriedenheit ihres Lehrers erworben hatten, sagte dieser: Kinder, wollen wir nicht unser Erntefest halten?

Was für ein Erntefest? fragte Heinrich.

Ihr habt doch, antwortete dieser, diesen Sommer über gesäet und gepflanzet.

O ja! riefen alle, nun wollen wir ernten.

Sogleich ergriff Herr Tillmann seinen Hut und Stock, und Julie, nebst Heinrichen und Stephan, schlossen sich an ihn, und gingen nach dem Garten zu.

Da gab es nun zwar nicht viel, aber doch mancherley zu ernten. Da wurden reife Bohnen und Erbsen gepflückt, kleine Gurken zum Einmachen in Essig abgenommen, ein Beet voll Möhren ausgehoben,

und einige Kürbisse abgeschnitten, die Stephan gepflanzt hatte. Die Kinder waren dabey vergnügter, als mancher Reiche, der die Früchte von einigen Hufen einzuernten hat.

Ihre Freude wurde noch mehr vergrößert, da sie den Vater und die Mutter in den Garten eintreten sahen, denen eine Frau folgte, die einen Korb mit Lebensmitteln trug. Glück zu! Glück zu! ihr kleinen Gärtner, sagte der Vater, ist die Ernte ergiebig?

Recht gut! riefen alle, o komm nur her, und sieh, was wir da alles geerntet haben. Und nun wurden beyde Aeltern herbeygezogen, und ihnen der ganze geerntete Vorrath gezeigt. Alles wurde betrachtet, aber vorzüglich zog ein großer Kürbis von Stephans Beete, des Vaters Aufmerksamkeit auf sich. Er ließ ihn wägen und man fand, daß er fünf und zwanzig Pfund schwer war.

Herr Tillmann versicherte, er erinnere sich nicht, einen Kürbis von dieser Schwere gesehen zu haben, und Stephan war

wirklich ein wenig stolz darauf, daß eine so große Frucht auf seinem Beete gewachsen war.

Nun wurde noch hin und her überlegt, wozu man alles, was eingeerntet worden war, nutzen, und womit man künftiges Frühjahr die Beete bepflanzen wolle. Unterdessen bereitete die Mutter eine kleine Mahlzeit, welche von der Gesellschafft vergnügt genossen wurde.

Nach Tische wurde noch ein kleiner Spaziergang in das Feld angestellt, wo man sich gemeinschaftlich freuete über die Thätigkeit, mit welcher man allenthalben die Früchte der Erde einsammeln sah.

Herr Tillmann machte seine Kleinen auf eine Gärtnerinn aufmerksam, die auch Kürbisse einerntete. Stephan sprang zu ihr, und kam bald mit der Versicherung zurück, daß die Gärtnerinn — keinen einzigen gezogen hätte, der sich mit dem seinigen messen dürfe.

Nun, sagte Herr Tillmann: so wollen wir denn zurückgehen, und diesen Riesen

etwas näher betrachten. Die ganze Gesellschaft folgte ihm in das Gartenhaus, wo sie sich um einen Tisch setzte, auf welchen der Kürbis gestellt wurde.

Wer hat, fragte Herr Tillmann, diesen Kürbis hervorgebracht?

Ich, sagte Stephan, mit großer Freude.

T. Da bist du ja ein gewaltiger Mensch. Wenn du solche Dinge kannst: so kannst du ja wohl auch noch mehr. Sieh! hier habe ich ein Paar Bleykugeln bey mir, die kannst du künftiges Jahr pflanzen, und ein Gewächs daraus ziehen, das wieder Bleykugeln trägt; diese kannst du hernach an die Schützengesellschaft verkaufen, und Geld daraus lösen.

St. Ach das geht ja nicht.

T. Warum denn nicht?

St. Die Bleykugeln sind ja gegossen.

T. Was schadet denn dieß? warum sollten denn die Kugeln nicht aufgehen, die von Bley gegossen sind?

Heinrich. Ich weiß es Herr Tillmann! in den Kugeln ist kein Keim.

T. Der ist freylich nicht drin. Ist aber im Kürbiskerne ein Keim?

H. O ja! wenn ich nur einen Kürbiskern hätte: so wollte ich Ihnen den Keim gleich zeigen.

T. Hier! Heinrich, ist ein Kürbiskern.

H. Da will ich den Keim sogleich finden. Hier ist er! sehen Sie.

T. Ganz richtig! dieser Keim enthält die ganze Kürbispflanze, mit allen ihren Ranken, Blättern, Blüthen und Früchten. Hast du den Keim hineingelegt, Stephan?

St. Nein.

T. Wenn du nun künftiges Jahr wieder Kürbiskerne säen willst, woher wirst du sie bekommen?

St. Daran soll es mir nicht fehlen; ich brauche ja nur diesen Kürbis aufzuschneiden, da werden gewiß eine Menge Kerne darin seyn.

T. Glaubst du auch wohl, daß in den Kernen Keime sind?

St. Gewiß!

T. Hast du sie hineingelegt?

St. Das wissen Sie ja schon, daß ich dieß nicht kann.

T. Woher kommt es denn aber wohl, daß dieser Kürbiskeim so erstaunlich groß geworden ist, so lange Ranken, so viele und große Blätter, so viele Blüthen und diese schwere Frucht bekommen hat?

St. Das weiß ich wohl; ich habe das Land gut gedüngt, und die Kürbispflanze fleißig begossen.

T. Wenn du durch Düngen und Begießen die Pflanzen so groß machen kannst: so erzeige mir doch den Gefallen und pflanze dieses mein spanisches Rohr auf einen gut gedüngten Boden, und begieße es fleißig, so wirst du ohne Zweifel einen großen Baum daraus ziehen. —

St. Wie kann ich denn das? das Spanische Rohr hat ja keine Wurzeln.

T. Und die Kürbispflanze hatte Wurzeln. Hast du sie ihr gegeben?

St. Auch nicht, sie sind von selbst gewachsen.

T. Das ist doch artig, daß solche Wurzeln von selbst wachsen, die aus lauter kleinen Röhrchen bestehen, die die Säfte der Erde in sich saugen und damit die Pflanze nähren. Ich sehe, daß diese Kürbispflanze auch große Blätter hat; sind diese wohl umsonst da? oder haben sie ihren Nutzen?

Julie. Ich weiß es, Herr Tillmann! Sie haben es uns ein Mahl gesagt. Jedes Blatt ist ein Löffel, in dem der Thau und Regen aufgefangen wird. Die Tropfen ziehen sich dann alle in den Rinnen, die auf dem Blatte sind, nach dem Blattstiele zu, dringen in den Stengel ein, und nähren die Pflanze.

T. Du hast es gut gemerkt, Julie. Jedes dieser Blätter ist künstlicher gearbeitet, als der zierlichste silberne Löffel. Wie sind denn diese Blätter an die Pflanze gekommen?

J. Sie sind daran gewachsen.

T. Das ist doch wirklich artig, daß an der Pflanze alles gewachsen ist, was sie zu ihrer Erhaltung und Vergrößerung nöthig hatte. Mit den Blättern hat sie Thau und Regen aufgefangen; hast du, lieber Stephan, den Regen und Thau darauf fallen lassen?

St. Wie könnte ich denn das?

T. Wenn du deine Kürbiskerne in einen dunkeln Keller gesteckt hättest; glaubst du wohl, daß eine so schöne Pflanze, und eine so große Frucht daraus würde gekommen seyn?

St. Nein, das glaube ich nicht. Mein Vater hatte ein Mahl Kartoffeln in seinem Keller liegen, die keimten zwar, und trieben lange Stengel, aber Blätter bekamen sie nicht, und verwelkten bald wieder.

T. Woher kam dieß wohl?

St. Es konnte weder Thau noch Regen darauf fallen.

H. Und die Sonne nicht darauf scheinen.

T.

T. Ganz recht. Ohne das Licht und die Wärme der Sonne können die Pflanzen nicht gedeihen.

Du siehst also, lieber Stephan, daß du eigentlich nicht sagen kannst, du habest diesen Kürbis hervorgebracht. Denn den Keim hast du nicht in den Kern gelegt, die Wurzeln und Blätter, durch die die Pflanze Nahrung in sich sog, hast du ihr nicht gegeben, Thau und Regen hast du nicht auf sie fallen lassen und die Sonne hat darauf, ohne dein Zuthun, geschienen. Durch dein Pflanzen, Düngen und Begießen, bist du zu dem Entstehen dieses Kürbisses nur behülflich gewesen.

Zweyter Abschnitt

Hier brach Herr Tillmann ab, und es war gut daß er abbrach: weil die Ankunft eines gewissen Mannes die Kinder so zer-

streu-

streute, daß sie wenig mehr auf ihres Lehrers Unterredung würden gemerkt haben. Es war ein Bote von Stephans Vater, der Herrn Ehrenfried einen Brief überreichte.

Was mag wohl in dem Briefe stehen? flüsterte ein Kind dem andern in die Ohren, und ihre Neugierde wurde noch größer, als Herr Ehrenfried, während des Durchlesens, einige Mahl nach den Kindern blickte und lächelte.

Wie befindet sich mein Vater? fragte Stephan.

Sehr wohl, antwortete Herr Ehrenfried, Er läßt dich grüßen.

Weiter wurde aber von dem Inhalte des Briefs nichts mitgetheilt. Herr Ehrenfried steckte ihn ein, und sagte dem Boten, er möchte dem Herrn Amtmann sagen: es würde alles besorgt werden.

Nun hatte die Feyer des Erntefests ein Ende, und die Gesellschaft ging vergnügt nach Hause.

Während dem Gehen bemerkten die Kinder, daß Herr Ehrenfried, erst mit sei-

ner Frau, dann mit Herrn Tillmann heimlich sprach, und machten darüber verschiedene Muthmaßungen. Stephan meynte: sein Vater habe sie zu sich einladen lassen. Heinrich und Julie hatten wieder andere Vermuthungen.

Wer es getroffen habe? das wurde erst den folgenden Tag entschieden, und da zeigte es sich, daß Stephan wirklich Recht hatte. Es wurde eine Reise zu dem Herrn Amtmann Siegfried veranstaltet. Herr Ehrenfried, und seine Frau fuhren in einem Wagen, und Herr Tillmann, nebst seinen Zöglingen, ging zu Fuße.

Als sie bey ihrer Ankunft etwas gefrühstückt hatten: so lud der gefällige Wirth die ganze Gesellschaft zu einem kleinen ländlichen Feste ein, das er für sie veranstaltet hatte. Sie folgte ihm, und kam bald zu einem Teiche, aus dem das Wasser abgelassen war. Kaum erblickten ihn die Kinder: so erhoben sie ein Freudengeschrey. Heinrich rief: Herr Amtmann, sehen Sie

ein-

einmahl den schrecklich großen Krebs, der da kriecht! da ist noch einer! da noch einer! da eine ganze Menge! schrie Stephan, und Julie zog ihre Mutter herbey, um ihr die Menge Karpfen zu zeigen, von welcher das zurückgebliebene Wasser wimmelte.

Darf ich in den Teich waten, sagte sie, und die Krebse, die da herum kriechen, zusammentragen? O erlauben Sie mir es auch, bathen die andern Kinder.

Was mich betrifft, sagte der Herr Amtmann, so habe ich nichts dagegen, lieben Kinder! erst müßt ihr euch aber an die Personen wenden, die jetzt eure Verpflegung und Erziehung besorgen und ihre Einwilligung zu erhalten suchen. O ja! sagten sie bittend, indem sie sich nach Herrn Tillmann und ihren Aeltern und Pflegeältern wendeten, Sie erlauben es gewiß. Was mich betrifft, sagte Frau Ehrenfried, so kann ich es Julien nicht erlauben, sie würde ihre Kleider zu sehr beschmutzen. Wenn sie die Körbe voll Krebse, die die Knaben eingesammelt

ha-

haben, ihnen abnehmen will, so habe ich nichts dagegen.

Dieß ist meine Meynung auch, sagte Herr Ehrenfried. Ihr Knaben aber könnt in den Teich gehen; nur legt erst eure Kleider ab, und zieht Stiefeln und Strümpfe aus. — Er hatte noch nicht recht ausgeredet: so war auch schon alles ausgezogen und abgelegt, die Knaben waren im Teiche, sammelten, unter lautem Jubel die Krebse ein, schrien bisweilen ein wenig, wann sie von ihnen gekneipt wurden, und brachten ein Körbchen voll nach dem andern getragen, das ihnen Julie abnahm, und in einen großen Korb ausschüttete.

Da keine Krebse mehr zu finden waren: so wurde das noch übrige Wasser abgelassen, und die Fische schossen mit demselben in einen Graben heraus, in welchem ein Hamen aufgestellt war, um zu verhindern, daß sie nicht fortschwimmen konnten.

Hier konnten die Knaben nun mit leichter Mühe die Karpfen fangen, und in die

Fischkörbe tragen, die in der Nähe standen, welches sie auch mit vielem Vergnügen thaten.

Die Alten sahen diesem Vergnügen ihrer Kinder mit vieler Freude zu. Auf einmahl entfernte sich aber der Herr Amtmann, sprang in ein Gebüsch, kam mit einer Flinte zurück — legte an — puf! da schoß er los. Die Kinder fuhren zusammen, sahen in die Höhe um zu erfahren, was der Schuß bedeuten solle — da — stürzte ein Fischreiher vor ihnen nieder, der, nachdem er noch ein Paar Mahl mit den Flügeln geschlagen hatte, sogleich verschied.

Dir habe ich lange nach gestellt, sagte der Herr Amtmann, indem er ihn bey dem Schnabel faßte und in die Höhe hob, nun habe ich dich doch. Nun sollst du mir keine Fische mehr hohlen.

Die Kinder liefen von den Fischen weg, betrachteten den Fischreiher, und bewunderten seinen langen Hals und Schnabel, und die langen nackten Beine.

Ey, Herr Tillmann! sagte Stephan, das gäbe etwas in die Lehrstunde. Sie haben uns noch keinen Fischreiher vorgezeigt. Vater! darf ich ihn mitnehmen, daß uns Herr Tillmann eine Lehrstunde darüber geben kann?

Ja, antwortete der Herr Amtmann. Nun war die Fischerey zu Ende, und die Kinder bekamen Befehl, sich zu waschen und wieder anzukleiden.

Unterdessen wurde auf einer Anhöhe ein Tischtuch ausgebreitet und mit kalten Speisen und Früchten besetzt.

Die Gesellschafft verfügte sich auf des Herrn Amtmanns Einladung dahin, und verzehrte vergnügt die zubereitete Mahlzeit.

Herr Ehrenfried freuete sich besonders über das schöne geräumige Speisezimmer, in welchem sie sich befanden, und machte die Gesellschaft darauf aufmerksam. Er nahm ein Glas Wein und trank es auf die Gesundheit seines Fürsten. Möge dieser gute Herr, sagte er, eine

eben so vergnügte Mahlzeit, wie wir hier, halten. Sein Speisezimmer ist prächtig, das ist wahr, das unsrige hat aber doch den Vorzug. Was für eine große gewölbte Decke haben wir! wie schön ist sie bemahlt, mit Gewölk, das alle Augenblicke eine andere Gestalt annimmt! Unser Tisch ist so geräumig, daß noch 200 Personen daran sitzen können; und wie prächtig ist unser Speisezimmer nicht ausgeschmückt! Wahr ist es die Wände des fürstlichen Speisezimmers sind mit Gemählden von schönen Landschaften geziert; aber alles ist leblos, in unserer Landschaft hingegen ist lauter Leben. Die Wipfel des Wäldchens sind in beständiger Bewegung, und machen uns durch ihr Rauschen eine angenehme Tafelmusik. Die Spechte, die Meisen, die Drosseln, die Holztauben, die wir darauf sehen, fliegen von einem Baume zum andern und lassen von Zeit zu Zeit ihre Stimme hören. Seht Kinder! da kommt ein Reh aus dem Wäldchen getreten.

O! riefen die Kinder, das niedliche Thierchen!

Ja wohl, fuhr der Herr Amtmann fort, ein niedliches Thierchen. Auf den gemahlten Landschaften trifft man zwar zuweilen auch Rehe an, aber sie stehen vom Morgen bis zum Abend immer auf einerley Platze. Dieses aber bewegt sich fort. Jetzt kommt es langsam getreten, nun weidet es auf der Wiese, nun sieht es sich um, ob ihm etwa nachgestellt werde — Ach! nun bemerkt es uns, sehet, wie es springt! nun ist es wieder in das Gebüsch.

Da rieselt der Bach vom Felsen herunter, schlägt kleine Wellen, schäumt, und stimmt durch sein Murmeln in unsre Tafelmusik ein. Und wie schön ist die Aussicht dort ins Thal! Die Bauern und Bäuerinnen, die sich dort mit Trocknen des Grummets beschäftigen, sind in steter Thätigkeit; jene Heerde Kühe und diese Heerde Schafe sind alle belebt — die lieblichen Töne ihrer Glocken, und der Schäfer, der dort auf einer Birkenrinde bläst — vereinigen

sich mit dem Murmeln des Bachs, dem Geräusche der Bäume und den Stimmen der Vögel.

O wie schön ist es hier! sagte Julie, indem sie ihrer Mutter zärtlich um den Hals fiel. Die ganze Gesellschaft stimmte Julien bey, und würde gern länger, auf diesem reizenden Platze, verweilet haben; allein die Ankunft des Ehrenfriedschen Wagens erinnerte sie, daß es nun Zeit sey, ihn zu verlassen. Herr Ehrenfried nebst seiner Frau, ließen sich durch das Zureden des Herrn Amtmanns nicht länger zurückhalten, sie stiegen vielmehr ein, nachdem sie ihrem guten Wirthe, für die liebreiche Aufnahme, herzlich gedankt hatten. Ehe sie abfuhren, brachte ihnen Stephan noch den Fischreiher, den sein Vater geschossen hatte, und bath Frau Ehrenfried ihn mitzunehmen.

Nun fuhr der Wagen ab, und Herr Tillmann folgte bald mit seinen Zöglingen nach. Die Gespräche über das Vergnügen, das sie den Tag über genossen

hatten, verkürzte ihren Weg, und nachdem sie, bey ihrer Zuhausekunft, eine mäßige Abendmahlzeit genossen hatten, bezogen sie die Schlafzimmer, wo ihnen die Ermüdung einen süßen Schlaf verschaffte.

Dritter Abschnitt.

Das erste Wort, das Stephan bey seinem Erwachen sagte, war: Heute giebt es eine hübsche Lehrstunde! da haben wir den Fischreiher! ists nicht wahr, Herr Tillmann?

Wir wollen sehen, antwortete er, diejenige Lehrstunde ist die hübscheste, in der meine Schüler am aufmerksamsten sind.

Ehe aber die Lehrstunde anging, kam ein Mann mit einem schwer beladenen Korbe, der einen großen Strich durch Stephans Rechnung machte. Als er ihn absetzte, sagte er: Hier schickt der Herr

Amt-

Amtmann Siegfried etwas für die lieben Kinder in die Lehrstunde.

Sogleich sprangen alle neugierig herbey um zu sehen, was in dem Korbe wäre. Da fand es sich nun, daß der untere Theil mit Krebsen angefüllt war, und oben die größten Karpfen lagen, die den Tag zuvor waren gefangen worden.

Das ist schön! sagte Herr Tillmann, da haben wir reichlichen Vorrath für die heutige Lehrstunde. Der Fischreiher mag bis morgen nachstehen.

Aber, sagte Stephan, über den Krebs und Karpfen haben wir ja schon eine Lehrstunde gehabt. Thut nichts, antwortete Herr Tillmann, ich kann noch mancherley darüber sagen.

Wirklich sagte er noch mancherley, woran die Kinder vorher noch nicht gedacht hatten.

Zuerst brachte er einen außerordentlich großen Krebs hervor. Den habe ich gefangen, sagte Heinrich.

Gut! antwortete Herr Tillmann, so will ich auch mit dir darüber sprechen. War dieser Krebs immer so groß?

H. Gewiß nicht. Er war erst ganz klein.

T. Ganz richtig! aber woher ist er denn gekommen?

H. Aus dem Eye.

T. Wie kam er denn in das Ey?

H. Das weiß ich nicht.

T. Und als er aus dem Eye gekrochen war, wer ernährte ihn denn?

H. Seine Mutter.

T. Du denkst, alle Mütter sorgten so für ihre Kinder wie deine gute Mutter. Da irrst du dich. Wenn die Krebsmutter ihre Kinder, die aus den Eyern unter ihrem Schwanze gekrochen sind, abgelegt hat, so kriecht sie fort und bekümmert sich weiter nicht um sie.

H. Müssen denn die Jungen nicht sterben?

T. Sie sterben nicht, denn sie befinden sich immer auf einem Platze, wo für sie über-

überflüssige Nahrung ist, die ihnen von selbst in den Mund kommt. Hat wohl Stephans Vater dafür gesorgt, daß dieser Krebs, da er noch klein war, seine Nahrung bekäme! was meynst du, Stephan?

St. Davon habe ich nichts gehört. Die großen Karpfen haben wir wohl bisweilen gefüttert, aber um die Krebse hat sich mein Vater nie bekümmert!

T. Wenn sich dein Vater, dem der Teich gehöret, nicht darum bekümmert hat, so wird es auch wohl sonst niemand gethan haben. Gleichwohl hat dieser Krebs seine Nahrung gefunden — sonderbar.

Aber, Heinrich, wovon ist denn der Krebs so groß geworden?

H. Von der Nahrung, die er zu sich nahm.

T. Wenn du nun eben diese Nahrung, oder andere Nahrungsmittel, täglich in das Nadelbüchschen steckst, das du von deiner Mutter zu deinem Geburtstage bekommen hast, wird es denn auch wachsen?

Alle lachten.

T. Wie geht denn das zu, daß der Krebs gewachsen ist?

H. Ja, der Krebs ist lebendig.

T. Lebendig. Dieß ist wohl wahr, daraus begreife ich aber nicht wie er von den Nahrungsmitteln, die er zu sich nimmt, wachsen kann. Ich will es dir sagen. Er hat einen Magen, in den die Nahrungsmittel gehen. Dieser zerreibt dieselben, und zieht die Säfte heraus, die zur Nahrung des Krebses am schicklichsten sind. Wie ist denn der Magen in den Krebs gekommen?

H. Er ist darin gewachsen.

T. So! womit ist denn der Krebs bekleidet?

H. Mit einer Schale.

T. Wenn er aber wächst und das Kleid wird ihm zu enge, wer macht ihm denn ein neues?

H. Ich weiß es. Es wächst ihm ein neues, und das alte legt er ab. Sie haben mir ein Mahl einen Krebs gezeigt, der das alte Kleid abgelegt hatte, und mit einem

nem zarten Häutchen überzogen war. Sie sagten damahls ein solcher Krebs hieße ein Butterkrebs.

Ganz recht! es ist doch artig, daß alles an den Krebsen wächst, was sie nöthig haben. Wie nennt man denn die langen Fäden, die vorn an dem Kopfe des Krebses sind?

H. Fühlhörner.

T. Wozu hat er sie denn?

H. Ich weiß es. Sie sagten ein Mahl, die Insekten hätten wenig oder gar kein Gehör, deßwegen hätten sie Fühlhörner, damit sie fühlen könnten, was andere Thiere hören.

T. Das ist gut, daß ihm diese Fühlhörner gewachsen sind, sonst möchte es ihm übel gehen, da ihm das Gehör mangelt. Wozu aber diese Scheren?

H. Daß er damit kneipe. Mich hat dieser Bursche tüchtig gekneipt.

T. Wenn nun der Teich aber nicht wäre abgelassen worden, und der Krebs hätte in demselben leben und sterben müssen, so hätte er ja damit niemanden kneipen können.

nen. Wozu hätten ihm denn die Scheren genützt?

H. Greift er denn etwa damit seine Nahrung an?

T. Das thut er allerdings. Sie vertreten bey ihm die Stelle der Hände — wohl ihm, daß sie ihm gewachsen sind! Nun wollen wir einmahl diesen Karpfen vornehmen.

Julie ißt die Fische so gern, die soll einige Fragen beantworten. Woher ist dieser Karpfe gekommen?

J. Aus dem Eye.

T. Als er aus dem Eye kam, war er denn gleich so groß, als er jetzt ist?

J. Ach nein! er war ganz klein. Ich habe ein Mahl junge Kärpfchen gesehen, die kaum so lang waren, als der Nagel auf meinem Daumen.

T. Wovon ist er denn so groß geworden?

J. Von der Nahrung.

T. Wer hat ihm denn diese Nahrung gegeben?

J. Die Mutter? das darf ich wohl nicht sagen, denn die Karpfenmutter bekümmert sich wohl so wenig um ihre Kinder, als die Krebsmutter. Füttert vielleicht dein Vater die jungen Karpfen, Stephan?

St. Die großen füttert er wohl, aber um die kleinen bekümmert er sich nicht.

T. Das glaube ich auch. Da sie aus den Eyern kamen, war so überflüssige Nahrung für sie da, daß, wenn sie ihren kleinen Mund öffneten, ihnen dieselbe von selbst zufloß. Aber wozu mögen ihm wohl die Schuppen gewachsen seyn?

J. Je! die Schuppen sind sein Kleid. Sie sagten uns ja ein Mahl die Säugethiere wären mit Haaren, die Vögel mit Federn und die Fische mit Schuppen bedeckt.

T. Das ist gut, daß allen diesen Thierarten die Kleider gewachsen sind. Aber diese Floßen, sind denn diese umsonst da?

J. Damit muß er sich wohl bewegen.

T. Dazu dienen sie ihm allerdings, und diejenigen, die die Fische genau beob-

achtet haben, haben bemerkt, daß jede Floße ihnen einen besondern Dienst leiste. Mit den Brustfloßen heben sie sich in die Höhe, mit den Bauchflossen bewegen sie sich in die Tiefe, und mit den Schwanzfloßen bewegen sie sich gerade aus, und mit der Rücken- und Sterzenfloße bewegen sie ihren Körper von einer Seite zur andern. So findet ihr, lieben Kinder, durchaus an jedem Thiere, daß kein Theilchen umsonst da ist, daß es seine Absichten hat, und dem Thiere so unentbehrlich ist, wie dem Menschen die Hände.

J. Aber diese Fädchen, die der Karpfe am Munde hat, sind doch wohl nur zum Spaße da, weil sie so artig aussehen?

T. Ich glaube nicht. Man vermuthet, daß die Fische darin ein sehr feines Gefühl haben, und daß sie ihnen so nützlich sind, wie den Krebsen die Fühlhörner. Wenn ihr größer werdet und die Karpfen genau beobachten wollet: so werdet ihr gewiß bemerken, daß sie dieselben nicht entbehren können. Weißt du wohl wie viele Eyer ein Fisch leget?

J. Ey wer will das wissen. Meine Mutter hat bisweilen Fische gesotten, die einen ganzen Teller voll Eyer in sich hatten.

T. Man hat sich die Mühe gegeben sie zu zählen, und gefunden, daß sie viele tausend Eyer in sich haben. Schade, daß andere Thiere, z. E. die Rehe sich nicht eben so stark vermehren! Wenn z. E. jedes Reh einge tausend Junge zur Welt brächte, da wimmelte das ganze Feld von Rehen.

St. Ey wirklich!

J. Aber wovon wollten wir denn leben? die Rehe fräßen uns ja Roggen, Waizen, Kohl und alles ab, was wir nöthig haben.

T. Das ist freylich wahr. Wenn irgend ein Säugethier oder Vogel sich so stark vermehrte wie die Karpfen, so würden sie uns und andern Thieren alle Nahrung wegnehmen. Bey den Karpfen ist es aber etwas anders, die leben vom Schlamme und von verwesten Körpern, die niemanden etwas nützen. Sie finden also überflüssige Nahrung, und fallen, indem sie dieselbe verzehren, niemanden beschwerlich.

St. Aber wenn sich die Karpfen so erstaunlich vermehren: so, dächte ich, müßten ja in kurzer Zeit alle Teiche und Flüsse davon wimmeln.

T. Das sollte man freylich meynen. Sie dienen aber sehr vielen Thieren zur Nahrung. Die Krebse z. E. verzehren manches Kärpfchen, wenn es noch ganz klein ist.

H. Und die Forelle und der Hecht.

J. Und der Bursch, den wir morgen in der Lehrstunde haben werden.

T. Und die Julie.

J. Und der Herr Tillmann.

T. Es ist also sehr gut! daß sich die Karpfen und andere Fische so sehr stark vermehren: weil sonst viele andere Thiere, die sich von ihnen nähren, gar nicht leben könnten, und der Mensch manche schmackhafte Mahlzeit entbehren müßte.

J. Das ist doch wirklich artig.

T. Ja wohl ist es artig.

Vierter Abschnitt

Die Kinder hatten sich lange auf keine Lehrstunde so sehr gefreut, als auf diejenige, die den folgenden Tag sollte gegeben werden, in welcher sie den Fischreiher betrachten wollten.

Als ihn Herr Tillmann herbeybrachte, so schlugen sie alle vor Freuden in die Hände. Ich verdenke es euch nicht, lieben Kinder, sagte er, wenn ihr euch über dieses Thier so sehr freut, denn es ist wirklich ein sehr schöner Vogel. Wenn man ihn besonders am Rande der Teiche herumspazieren sieht: so kann man ihn nicht anders, als mit Vergnügen, betrachten. Heinrich wie viel Füße hat er?

H. Zwey.

T. Wie viel Augen?

H. Zwey.

T. Wie viel Köpfe?

H. Einen.

T.

Staatl. Bibliothek Regensburg

T. Wie viel Schnäbel?

H. Einen.

T. Wie viel Schwänze?

H. Einen. Aber warum fragen Sie mich denn dieß alles? Das ist ja gar leicht zu beantworten.

T. Ich wollte euch, lieben Kinder, nur auf etwas durch diese Fragen aufmerksam machen. Sehet alles, was der Reiher zwey Mahl hat, das steht auf seinen zwey Seiten, und was er nur Ein Mahl hat, das steht in der Mitte. Wenn ich also den Reiher, von der Spitze des Schnabels an, bis zum Schwanze, von einander schneiden wollte, so würden gerade zwey Hälften herauskommen. Auf der einen Hälfte würde man alles sehen, was sich auch auf der andern befindet. So ists mit allen Thieren, die auf der Erde und in den Flüssen wohnen, einige Schalthiere ausgenommen; so war es mit dem Krebse und mit dem Karpfen.

H. Wahrhaftig! daran habe ich noch gar nicht gedacht.

T. Sieh nur die Dinge recht genau an: so wirst du an ihnen gar vieles bemerken, woran du sonst nicht gedacht hast. Weißt du auch woher der Fischreiher gekommen ist?

H. Aus dem Eye.

T. Wie kam er denn in das Ey?

H. Er ist darin gewachsen.

T. Wo wurde das Ey hingelegt?

H. In das Nest.

T. Wer bauete denn das Nest?

H. Die alten Reiher.

T. Wohin?

H. Vermuthlich in das Schilf, damit die Jungen gleich ihre Nahrung hätten.

T. Gefehlt! die Reiher bauen ihre Nester auf hohe Bäume.

H. Woher bekommen denn da ihre Jungen Nahrung?

T. Ja das ist wieder artig. Die alten Reiher fangen Fischchen, verschlucken sie, und geben sie alsdann, wenn sie in das Nest kommen, wieder von sich um ihre Jungen damit zu füttern. So machen es alle Reiher. Alle tragen ihren Jungen Fischchen zu.

Wenn sie für ihre Jungen nicht besser sorgen wollten, als die Krebse und Karpfen: so würden sie alle verhungern müssen.

J. Man sollte nicht meynen, daß es möglich wäre.

St. So machten es meines Vaters Tauben auch. Die fraßen die Kröpfe voll, steckten alsdann ihre Schnäbel in die Schnäbel der Jungen, und gaben das von sich, was sie in ihren Kröpfen hatten.

T. Die Nahrung der Reiher kennst du nun schon, Heinrich?

H. O ja! Das sind Fische.

T. Nun wirst du mir auch einige Fragen beantworten können. Wozu hat der Reiher diesen langen Schnabel, und den langen Hals?

H. Daß er damit tief in das Wasser fahren, und seine Nahrung hervorhohlen kann.

T. Und diese langen Füße?

H. Daß er damit in das Wasser waten kann.

T. Dieß thut er auch wirklich; er geht in das Wasser hinein, steht dann stille, und läßt seinen Koth fallen. Die Fische schwimmen nun herbey um den Koth zu genießen. Da kann er dann mit seinem langen Schnabel so viele herausholen, als ihm gefällt. Sieh aber die gewaltig großen Flügel. Wozu mag er diese wohl haben?

H. Doch wohl, daß er damit in die Höhe fliegen kann, wo er sein Nest hat.

T. Wie wäre es, wenn ich dir diese Flügel an die Arme bände? da könntest du ja wohl auch fliegen?

J. Ey das müßte sich recht artig ausnehmen!

H. Ich glaube doch nicht, daß es gehen würde, ich bin ja zu schwer.

T. Ich glaube es auch. Fühl einmahl, wie leicht dieser Vogel, wie klein sein Körper ist! wie wenig Fleisch er an seinen Gliedern hat. Der Reiher hat es also recht gut gehabt. Da er noch klein war, trugen ihm die Alten Nahrung zu; dann wuchsen ihm große Flügel, mit denen er umher flie-

gen, lange Beine, und ein langer Schnabel, mit denen er in das Wasser gehen, und Fische hohlen konnte. Als er in das Wasser kam, fand er seinen Tisch gedeckt. Es wimmelte da von Fischen, die sich um ihn versammelten, und von ihm sich fangen ließen.

H. Das ist doch wirklich sonderbar!

Jetzt schloß Herr Tillmann seine Lehrstunde und die Kinder riethen hin und her, was er ihnen wohl den folgenden Tag zeigen würde.

Fünfter Abschnitt.

Jedes Kind hatte auf etwas anders gerathen, aber keines hatte es getroffen. Herr Tillmann brachte etwas mit in die Lehrstunde, das in einer Schachtel verschlossen war, und hielt die Schachtel jedem Kinde an das Ohr. Sie hörten daß etwas darin pickte, konnten aber nicht errathen was es wäre.

End-

Endlich sagte Julie: das pikt gerade so wie eine Taschenuhr.

Getroffen! sagte Herr Tillmann, öffnete die Schachtel, und hohlte seine Taschenuhr heraus.

J. Wollen sie uns darüber eine Lehrstunde geben?

T. Allerdings. Man kann über jede Sache Lehrstunden geben. Sehet hier ist das Zifferblatt, auf welches Zahlen geschrieben sind. An denselben beweget sich langsam der Zeiger hin; weißt du wohl warum?

J. Um zu zeigen, welche Zeit es ist.

T. Wie kommt es denn aber, daß der Zeiger sich bewegt?

J. Das kommt von den Rädern, die inwendig in der Uhr sind.

T. Darin magst du wohl Recht haben. Sieh! (indem er die Uhr öffnete,) wie hier alles in Bewegung ist! und wovon werden denn die Räder bewegt?

J. Ich weiß es. Von einer Stahlfeder.

T. Warum sind denn aber die Räder und die Stahlfeder in dieß Gehäuse verschlossen?

J. Daß nichts an die Räder stoße.

T. Aber wozu dieß Glas über dem Zifferblatte?

J. Ja wenn kein Glas drauf wäre, so könnte ja leicht der Zeiger an etwas stoßen, und dann stände er stille.

T. Aber das Glas ist so zerbrechlich; wäre es nicht besser, wenn das Zifferblatt mit Blech bedeckt wäre?

J. Da könnte man ja nicht sehen, welche Zeit es wäre.

T. Du hast vollkommen Recht. Es ist doch wirklich artig, daß an der Uhr alles vereinigt ist, was sie haben muß, um uns die Stunden zu zeigen, und daß alles so ordentlich daran gewachsen ist.

Alle lachten. Das alles ist ja, sagte Julie, nicht daran gewachsen, das hat der Uhrmacher dran gemacht.

T. Das sagst du: weil du schon gehört hast, daß die Uhren vom Uhrmacher verfertigt

tigt werden. Aber wenn du noch nie von einem Uhrmacher etwas gehört hättest, sähest jetzt das erste Mahl so eine Uhr, da würdest du doch wohl glauben, daß die Räder darin gewachsen wären?

J. Nein, das glaubte ich auch nicht. Es ist ja alles so künstlich daran.

T. Wenn ich dir aber sagte, die Uhr wäre von einem Affen gemacht?

J. Da würde ich es auch nicht glauben. Wer so etwas machen will, der muß doch Verstand haben.

T. Kennst du denn den Mann, der diese Uhr gemacht hat?

J. Nein, den kenne ich nicht. Weil aber alles so künstlich daran eingerichtet ist, so glaube ich doch, daß sie von jemanden muß seyn gemacht worden, der Verstand hat.

T. Glaubt ihr dieß alle, lieben Kinder?

Alle. Ja, das glauben wir.

T. Und wenn jemand euch bereden wollte, das Zifferblatt, das Räderwerk, der Zeiger, die Stahlfeder hätten sich selbst zusam-

sammengesetzt, was würdet ihr von ihm glauben?

J. Daß er uns äffen wolle.

L. Ich meyne auch so. Nun gebt wohl Achtung; lieben Kinder. Ich will euch etwas sehr wichtiges sagen. Ihr glaubt alle, daß die Uhr nicht von selbst entstanden sey, weil sie so künstlich gebauet, und kein Theil derselben ohne Absicht da ist, sondern jeder da seyn muß, wenn sie eine Uhr seyn, und die Stunden zeigen soll. So ist es aber mit allem, was um uns wächst und lebt. Die Kürbispflanze z. E. hat Wurzeln, um die Säfte der Erde in sich zu ziehen, Blätter, mit denen sie Thau und Regen auffängt, Ranken, in denen die Säfte der Erde, der Thau und Regen, zur Nahrung für sie, verarbeitet werden. Der Krebs hat zu seiner Bedeckung eine Schale, Füße um sich bewegen, Scheren unt seine Nahrung fassen, Fühlhörner um fühlen zu können, was um ihn herum vorgeht. Der Karpfe hat zu seiner Bedeckung Schuppen, Floßen, mit denen er allerley Bewegungen machen, bald vorwärts,

bald

bald in die Höhe, bald in die Tiefe sich bewegen kann. Der Reiher hat einen solchen Schnabel, und solche Füße, wie er haben muß, wenn er seine Nahrung finden soll; sein Körper ist so gebaut, und er hat solche Flügel, daß er sich empor zu seinem Neste schwingen, und von einem Teiche zum andern fliegen kann. Alle Thiere, die in der Nähe des Menschen leben, sind so regelmäßig gebauet, wie ein Haus, das ein geschickter Baumeister aufführte, alle so regelmäßig, daß, wenn man sie mitten von einander theilte, auf jeden Theil soviel, als auf den andern, kommen würde. — Ich sage noch mehr. Jede Pflanze, jedes Thier ist weit künstlicher gebauet, als meine Uhr. Gebt Achtung! Vor fünf Jahren kaufte mir meine selige Mutter diese Uhr zu meinem Geburtstage, und sie ist noch eben so groß, als sie damahls war. Wenn ich sie noch zwanzig Jahre haben sollte: so wird sie nicht größer werden. Die Pflanzen hingegen und die Thiere wachsen. Ihr habt dieß an Stephans Kürbispflanze gesehen, und an

dem

dem Krebse, dem Karpfen und dem Fischreiher, von welchen ihr mir selbst sagtet, daß sie sonst sehr klein gewesen wären. Nie wird eine Uhr eine junge zur Welt bringen; aber die Pflanzen und Säugethiere pflanzen sich fort.

Wenn ihr nun gewiß glaubt, daß meine Uhr nicht von sich selbst entstanden ist, daß sie von jemanden, der Verstand hat, verfertiget worden seyn muß: so könnt ihr noch weniger glauben, daß alle die Pflanzen und Thiere, mit denen wir umgeben sind, von sich selbst sollten entstanden seyn. Ich muß euch noch mehr sagen. Die ganze Natur ist so eingerichtet, daß sie für die Pflanzen und Thiere so genau paßt, wie mein Uhrschlüssel zu meiner Uhr. Die Kürbispflanze hat Blätter — was würden sie ihr helfen, wenn kein Thau und Regen fiele, die sie auffangen könnten? Wurzeln — sie würden ihr nichts nützen, wenn die Erde nicht auch Säfte enthielte, die sie in sich ziehen könnten. Was nützten dem Krebse die Scheren, wenn er nicht auch Nahrung

um

um sich fånde, die er damit fassen kann? was dem Karpfen die Floßen, wenn es kein Wasser gåbe, um sich darin zu bewegen? wůrde er nicht bald verschmachten můssen, wenn ihm die Nahrung nicht in den Mund flősse?

Vorige Woche besahen wir die Můhle, die in unserer Vorstadt ist, und bewunderten die schnelle Bewegung des Můhlsteins, wodurch der Weitzen zu Mehl zermalmet wurde. Ich zeigte euch das Kammrad und den Trilling, und machte euch darauf aufmerksam, wie eins in das andere griff. Gesetzt die Můhle stånde aber, mit allen ihren Rådern und Můhlsteinen, oben auf dem Gipfel unsers Eichenberges, wůrde sie noch die Wirkung thun kőnnen, die ihr an ihr bewundertet? was meynst du, Heinrich?

H. Ich glaube sie wůrde stille stehen: weil dort oben kein Wasser ist, das das Wasserrad treiben kann.

T. Und wenn die Fischreiher noch långere Schnåbel, Hålse und Beine håtten, mit denen sie ins Wasser gingen —

was

was hülfe ihnen dieses, wenn es im Wasser nicht von kleinen Fischen wimmelte, die sie mit ihren langen Schnäbeln fangen könnten? Sie würden bald verhungern müssen. Die langen Flügel würden ihnen unnütz seyn, wenn die Luft, in der sie fliegen, nicht so dünn wäre, daß sie dieselbe leicht durchschneiden könnten. Und was sollten die armen jungen Reiher, wann sie aus den Eyern gekrochen sind, oben in ihren hohen Nestern anfangen, wenn die Alten sich um sie eben nicht mehr bekümmerten, als die Krebse und die Karpfen um ihre Jungen. Ihr bemerkt, daß Millionen Thiere, wenn sie auf die Welt kommen, gar keine Aeltern vorfinden, z. E. die mehresten Insekten, und Fische; sie verderben aber doch nicht: weil der Platz auf dem sie entstehen, ihnen so reichliche Nahrung darbietet, daß sie nur den Mund aufthun dürfen, um sie zu genießen. Bey andern aber, denen bey ihrem Entstehen die Nahrung fehlt, ist dadurch gesorgt, daß die Alten sie zärtlich lieben und ihnen hinlängliche Nahrung ver-

schaf-

schaffen. Nun sag', Julie! kann dieß alles wohl von selbst entstanden seyn?

J. Das ist wohl unmöglich. Wer soll es denn aber gemacht haben?

T. Vielleicht ein Mensch.

J. Das kann ja auch nicht seyn. Welcher Mensch sollte wohl so viel Verstand haben, daß er dieß alles hervorbringen könnte?

T. Schlechterdings kein Mensch, auch der weiseste und mächtigste nicht, vermag Regen und Thau hervorzubringen, oder in einen Kürbiskern einen Kürbiskeim zu legen. Hast du nun wohl etwas verständigeres und vollkommneres als den Menschen gesehen?

J. Nein, das habe ich nicht gesehen.

T. Ich auch nicht. Es muß also ein unsichtbares Wesen da seyn, das verständiger und vollkommner, als alle Menschen ist, und das dieß alles hervorgebracht hat.

J. Wie kann es denn aber da seyn, wenn wir es nicht sehen?

T. Lieben Kinder! Es sind gar viele Dinge da, die ihr nicht sehet. Wer hat

ge-

gestern in Juliens Schlafkammer das Fenster zerschlagen?

J. Der Wind.

T. Den haben wir beyde nicht gesehen, und glauben doch, daß ein Wind da ist. Gebt Achtung auf das, was ich euch jetzt zeigen will! Hier habe ich einen Magnet, ich lege diesen kleinen Schlüssel auf den Tisch; bringe demselben den Magnet nahe — was ist geschehen?

J. Der Schlüssel hat sich an den Magnet gehängt.

T. Nun will ich den Magnet wegnehmen, und meinen Finger über den Schlüssel halten, hängt er sich auch an?

J. Nein.

T. Was ist also die Ursache, daß der Schlüssel sich an den Magnet anhängt?

J. Der Magnet.

T. Der Magnet selbst kann es nicht seyn, denn ich habe den Schlüssel damit nicht berührt. Sondern es muß etwas um den Magnet herum seyn, das den Schlüssel an sich zieht.

J. Ich sehe nichts.

T. Ich auch nicht. Da muß es aber seyn: weil der Schlüssel dadurch angezogen wird. Warum glaubst du also, daß es einen Wind und eine magnetische Kraft gibt?

J. Weil ich ihre Wirkungen sehe.

T. Weil ihr nun also sehet, daß jede Pflanze und jedes Thier so gebauet ist, daß es alles hat, was es zu seinem Fortkommen bedarf, und daß die ganze Natur so eingerichtet ist, daß dadurch das Fortkommen derselben befördert wird; weil ihr auch bemerket, daß die Pflanzen und Thiere so eingerichtet sind, daß sie wachsen und sich fortpflanzen können: so müßt ihr auch glauben, daß ein verständiges Wesen da seyn müsse, das dieß alles hervorgebracht hat, wenn ihr es auch gleich nicht sehet.

Und dieß verständige Wesen, das alles, was da ist, hervorgebracht hat, nennen wir Gott!

H.

H. Gott! der muß gewaltig viel Verstand haben. Aber wo ist denn eigentlich Gott?

T. Davon sprechen wir, lieben Kinder, ein andermahl. Jetzt ist die Lehrstunde geendigt.

Sechster Abschnitt.

Die Kinder waren äußerst begierig, mehr von Gott zu erfahren; gleichwohl konnte es ihnen den nächsten Tag nicht sogleich gesagt werden: denn auf diesen Tag fiel ein Fest, das für die ganze Familie äußerst wichtig war, der Geburtstag der guten Mutter.

Alle Lehrstunden wurden dießmahl ausgesetzt, weil die Kinder so sehr beschäftigt waren, die Geschenke zu Stande zu bringen, die sie der guten Mutter bestimmt hatten. Die Knaben arbeiteten noch an den

Körben, die sie geflochten, und Julie, an dem seidenen Beutel, den sie zu stricken angefangen hatte. Damit wurden sie nun freylich bald fertig: weil sie schon seit ein Paar Wochen sich damit beschäftigt hatten. Aber nun setzte sich noch jedes hin und schrieb einen Brief, in welchem es der guten Mutter für alle bisher bewiesene Liebe, für die mütterliche Pflege und für die gegebenen guten Lehren dankte. Jedes Kind erinnerte sich hierbey an eine besondere Wohlthat, die es von ihr erhalten hatte.

Stephan war sehr gerührt, als er bedachte, daß er, als ein Fremder, von Frau Ehrenfried wie ihr eigner Sohn behandelt wurde; Heinrichen flossen die Thränen über die Backen, als er in seinem Briefe auf die Zärtlichkeit zu reden kam, mit welcher er damals von ihr war verpfleget worden, als er an seinem Beinbruche darnieder lag; und Julie dankte besonders für die Güte, mit welcher sie

von ihr zur Ordnung war geführt, und von ihrem Leichtsinne abgebracht worden.

Gegen Abend versammleten sich verschiedene Freunde und Freundinnen, in einem dazu bestimmten Zimmer. Auch der Herr Amtmann Siegfried hatte sich hinein geschlichen, ohne daß es sein Sohn bemerkt hatte.

Als alle zusammen waren, die zu diesem Feste von Herrn Ehrenfried Einladung bekommen hatten, trat er selbst, mit seiner lieben Gattin am Arme, herein, und stellte sie der Gesellschaft vor. Alle traten um sie, wünschten ihr Glück zu dem erlebten frohen Tage, und daß sie ihn noch vielmahl erleben, und viel Freude an ihren lieben Kindern sehen möchte.

Nun traten die Kinder herein, nachdem der Herr Amtmann Siegfried in ein Nebenzimmer gegangen war, und überreichten ihre Geschenke und Briefe. Frau Ehrenfried nahm lächelnd die Geschenke an, las dann die Briefe, ihre Augen wurden während des Lesens naß, dann umarmte

sie die Kinder und sagte: Dank für eure Liebe! wenn ihr ferner mir durch euern Fleiß und euer Betragen Freude macht: so werdet ihr viel zur Verlängerung meines Lebens beytragen.

Herr Ehrenfried trat nun herzu, druckte ihr die Hand und sagte: Dank auch dir, meine liebe, würdige Frau, für die Treue, mit welcher du mir bisher beygestanden, und unsere Kinder erzogen hast. Aber alle deine Kinder machen dir ein Geschenk, und ich —

Deine Liebe, mein Bester, sagte Frau Ehrenfried, indem sie ihrem Manne um den Hals fiel, geht mir über alle Geschenke.

Meine Liebe, sagte er, hast du alle Tage, aber an Deinem Geburtstage — sollte doch billig —

Jetzt schlich er sich zur Thür hinaus. Frau Ehrenfried zog die Kinder an sich und besprach sich mit ihnen über den Inhalt ihrer Briefe. Da that sich die Thür

wieder auf und Herr Ehrenfried trat herein mit einem alten eisgrauen Manne.

Kaum erblickte ihn Hedwig: so sprang sie auf — mein Vater! mein Vater! rief sie und nun lag sie an seinem Halse, und zerfloß fast in Thränen.

Die Kinder traten auch herzu, küßten seine Hände und sagten: guter! lieber Großvater!

Ein größere Freude konnte mir doch, sagte Frau Ehrenfried, mein Mann an meinem heutigen Geburtstage nicht machen, als damit, daß er dich mir zuführte, du lieber, guter Vater! du bleibst doch wohl ein Paar Wochen bey mir?

Wenn du mich haben willst, liebe Tochter! so bleibe ich bey dir, so lange ich lebe.

T. Ist's möglich?

V. Es ist möglich, hier dieser Mann, indem er auf Herrn Ehrenfried wies, der schon so vieles durchgesetzt hat, was andere für unmöglich hielten, hat auch dieß möglich zu machen gewußt. Diesen ganzen Sommer hat er mit mir über diese Sache

Brie-

Briefe gewechselt, und mir in seinem letzten Briefe versichert, die Zimmer wären fertig, die ich beziehen sollte, ich möchte meine Reise nur so einrichten, daß ich gerade auf deinen Geburtstag einträfe.

T. So hast du, lieber Mann! deßwegen diese Zimmer einrichten lassen, daß sie mein Vater beziehen sollte? Dank! Dank! für deine Liebe. Nun, bester Vater! nun habe ich doch Gelegenheit, dir meine Dankbarkeit zu beweisen, für alles Gute, das du mir gethan hast.

V. Gute Tochter! ich danke dem guten Gott, der mich, von meiner Wiege an, bis hierher väterlich leitete, für diesen neuen Beweis seiner Liebe, daß ich mein Leben in meiner Familie beschließen kann.

T. Noch nicht beschließen, lieber Vater! Erst mußt du noch recht viele Jahre bey uns leben, ehe von der Beschließung deines Lebens die Rede seyn kann.

V. Das kömmt auf dich nicht an, liebe Tochter! und auch auf mich nicht, das beruht alles auf Gottes Fügung. Will dieser

ser mein Leben noch einige Jahre fristen: so nehme ich es mit Dank an; will er mich aber zu sich nehmen: so bin ich dazu täglich bereit — sein Wille geschehe!

Jung und Alt drängte sich um den ehrwürdigen Alten, und hörte aufmerksam seinen Reden zu. Zwar gab es eine kleine Störung, da der Herr Amtmann Siegfried wieder ins Zimmer trat. Sein Sohn umarmte ihn freudig, auch die Ehrenfriedschen Kinder thaten es; aber bald versammelten sie sich wieder um den guten Großvater, und schmiegten sich an ihn. Auch bey Tische wünschten sie bey ihm zu sitzen, und ihr Vater erlaubte es. Frau Ehrenfried war so voll Freude über die Ankunft ihres Vaters, daß sie sich fast ganz allein mit ihm beschäftigte, und ihren Mann bath, daß er dießmahl für die Bewirthung der Gesellschaft allein sorgen möchte. Von jedem Gerichte, das auf den Tisch kam, legte sie ihm zuerst vor. Aber der gute Herr Heinrich Gottschalk, dieß war sein Nahme, genoß nur wenig. Ein wenig Suppe, Fisch

und

und Wildbret, nebst einem Glase Wein, war alles, was er annahm. Alle übrigen Gerichte schob er zurück. Mein Körper hat nicht lange mehr zu leben, sagte er, und braucht nur wenige Nahrung.

Gegen das Ende der Mahlzeit wurde ein Lied herumgegeben, das auf diesen frohen Tag war verfertigt worden. Heinrich, der sich bisher fleißig im Clavierspielen geübt hatte, trat an den Flügel, um zu dem Gesange zu spielen, und Herr Gottschalk hohlte seine Brille heraus, um das Lied lesen und an dem Gesange Theil nehmen zu können.

Und du brauchst eine Brille? fragte Frau Ehrenfried.

Schon seit fünf Jahren, antwortete der Vater. Die Zeiten sind nicht mehr, liebe Hedwig, da ich noch meine fünf Meilen den Tag machte, und Abends, bey Lichte, noch die kleinste Schrift las. Wenn man alt wird, stirbt man nach und nach der Welt ab.

Jetzt

Jetzt begann der Gesang, an dem die ganze Gesellschaft herzlichen Theil nahm.

Sobald er beendigt war, druckte Herr Gottschalk seiner Tochter die Hand, und sagte: liebe Hedwig! jetzt thue ich die erste Bitte an dich — bring mich zu Bette! Ich bin müde von der Reise, und habe mich überdieß schon seit mehreren Jahren gewöhnt, punct zehn Uhr zur Ruhe zu gehen.

Sogleich schlich sich die Tochter mit ihrem guten Vater fort, auch die übrige Gesellschaft trennte sich bald, und der Herr Amtmann reisete auch noch denselben Abend nach Hause.

Siebenter Abschnitt.

Kaum hatte Herr Gottschalk den folgenden Morgen sein Frühstück eingenommen; so erkundigte er sich nach dem Unterrichte, den seine Enkel genössen, und besuchte die Lehrstun-

stunden, die ihnen Herr Tillmann gab. Er freuete sich sehr über die guten Fortschritte, die sie gemacht hatten, am mehresten aber, als Herr Tillmann wiederhohlte, was er ihnen vom Kürbisse, dem Krebse, dem Karpfen und dem Reiher gesagt hatte, und die Kinder sehr fertig jede Frage zu beantworten wußten, und aus dem weisen Baue, und der weisen Einrichtung dieser Dinge bewiesen, daß ein verständiges Wesen da seyn müsse, das sie alle gemacht habe.

Als die Lehrstunde geendigt war, druckte er herzlich Herrn Tillmanns Hand, und sagte: ich danke Ihnen, lieber Mann! daß Sie diese Kinder mit Gott bekannt gemacht haben. Das ist bey weitem das wichtigste, was die Kinder lernen können. Es ist gut, wenn sie Sprachen erlernen, sich mit Pflanzen und Thieren, der Erdbeschreibung und Geschichte bekannt machen; weit wichtiger als alles dieses ist es aber — mit Gott bekannt zu werden. Es ist ja schlechterdings nichts auf der Welt, worauf man sich sicher verlassen kann — als Gott. Jetzt, lieben

Kinder! verlaßt ihr euch auf Vater und Mutter — wenn ihr sonst niemanden hättet, auf den ihr euch verlassen könntet: so wäret ihr schlecht berathen. Wie lange wird es währen, so sterben sie. Davon kann niemand besser sprechen, als ein alter Mann, wie ich bin. Sehet meine Aeltern hat mir der Tod schon längst entrissen, alle meine Jugendfreunde sind von der Erde abgegangen, zwey Söhne, die die Stütze meines Alters seyn sollten, sind nicht mehr, meine gute Frau, an deren Hand ich zum Grabe zu gehen gedachte, habe ich voriges Jahr auch durch den Tod eingebüßt; die ganze Welt macht mir wenig Freude mehr: weil ich sie nicht mehr genießen kann. Nahrungsmittel darf ich nur sehr wenig zu mir nehmen, die Spaziergänge, in denen ich sonst Erhohlung suchte, werden mir beschwerlich, da die Kräfte meiner Füße immer mehr abnehmen, von den Schönheiten der Flur bemerke ich nur wenig, da meine Augen immer trüber werden. Aber doch bin ich zufrieden und ruhig; denn wenn ich auch alles verliere,

re, so bleibt mir doch einer, auf den ich mich gewiß verlassen kann, das ist Gott — mein himmlischer Vater.

Die Kinder hörten mit Erstaunen zu, und bathen Herrn Tillmann, daß er ihnen doch ja noch mehr von Gott sagen möchte.

Das kann vielleicht heute noch geschehen, gab er zur Antwort. Wirklich geschah es auch noch.

Gegen Abend erbath er sich von Herrn Ehrenfried die Erlaubniß, mit seinen Zöglingen das Abendbrot im Garten verzehren zu dürfen, und erhielt sie.

Sobald es verzehrt war, trat er mit den Kindern an das Fenster, wo ihnen sogleich die unzähligen Sterne in die Augen fielen, mit denen der Himmel bedeckt war.

Und gleichwohl, sagte Herr Tillmann, sind noch weit mehrere Sterne da, als wir sehen. Bemerkt ihr nicht jenen breiten, weißen Streif, der über den Himmel geht? Dieser heißt die Milchstraße. Betrachtet man dieselbe durch ein gutes Fernrohr: so sieht man, daß sie aus lauter Sternen besteht,

und so entdeckt man am ganzen Himmel Sterne, die dem blosen Auge unsichtbar sind, sobald man dahin mit einem guten Sehrohre sieht.

Auf diese Art, sagte Julie, müssen diese Sterne erstaunlich klein seyn.

Erstaunlich groß, sagte Herr Tillmann. Die Ursache, warum sie uns so klein scheinen, ist ihre große Entfernung. Wenn ihr ein Paar Meilen weit von einer Stadt entfernt seyd, ist's nicht wahr, da scheinen die Thürme euch auch klein zu seyn?

J. Woher weiß man denn aber, daß die Sterne so weit entfernt sind?

T. Das will ich dir gleich sagen. Sehet ihr hier den schönen hellen Stern, der uns gerade über steht?

O ja! sagten alle.

T. Die Sternseher nennen ihn Capella. Nun gebt wohl Achtung! seht ihr ihn noch?

J. Nein — er ist hinter eine Wolke gekommen.

T. Was ist nun wohl höher? die Wolke oder Capella?

J. Doch wohl Capella.

T. Ey das wollte ich meynen. Denn wenn die Wolke höher wäre, so könnte sie auch den Stern nicht bedecken. Die Sterne sind also gewiß weiter von uns entfernt, als die Wolken. Sie stehen auch höher als der Mond: denn wenn dieser bisweilen vor einem Sterne vorbey geht, so sieht man den Stern auch nicht mehr.

Jetzt schwieg Herr Tillmann, sah nach seiner Uhr, und, nachdem er ein Paar Minuten seine Augen auf das Zifferblatt gerichtet hatte, steckte er sie wieder ein, führte die Kinder wieder an das Fenster, und sagte: nun Kinder seht einmahl nach der Gegend des Himmels hin, nach welcher ich mit dem Finger zeige. Gebt genau Achtung! Jetzt werdet ihr etwas sehen.

Ach! riefen alle, der schöne Stern!

T. Er heißt Fomahan.

J. Woher wissen Sie denn, daß dieser Stern gerade jetzt auf diesem Platze aufgehen werde?

T. Das will ich euch morgen sagen. Jetzt wird die Luft zu kühl, und es ist Zeit, daß wir uns nach Hause verfügen.

Auf dem Wege wurde von nichts als von Sternen gesprochen. Herr Tillmann mußte den Kindern diejenigen nennen, die besonders in die Augen fielen, und mehrere Fragen beantworten, die sie deshalb an ihn thaten. Auch aus ihren Schlafzimmer betrachteten die Knaben noch ein Mahl den gestirnten Himmel, und würden ihn noch länger betrachtet haben, wenn ihnen ihr Lehrer nicht gerathen hätte, sich zur Ruhe zu begeben.

Achter Abschnitt.

Heute gibt's eine herrliche Lehrstunde, sagte Stephan, als er aus dem Bette stieg. Ich freue mich auch darauf, sagte Heinrich. So bald die Glocke schlug, waren sie alle auf dem Lehrzimmer versammelt, und fanden da auch Herrn Gottschalk, der sich von Herrn Tillmann die Erlaubniß erbath, dem Unterrichte beywohnen zu dürfen.

Ihr habt, fing Herr Tillmann an, bisher mehrere Mahl den gestirnten Himmel betrachtet; künftig aber werdet ihr ihn hoffentlich mit ganz andern Augen ansehen.

Gestern sahet ihr eine so große Menge Sterne, und ich versicherte euch, daß eine noch größere Menge vorhanden sey, die man mit bloßen Augen nicht sehen kann. Ich behauptete, daß sie ungeheuer groß wären; wißt ihr noch warum?

J. Ich weiß es; weil sie sehr weit entfernt sind, und doch gesehen werden können.

T. Woher wissen wir denn aber, daß sie sehr weit entfernt sind?

J. Weil die Wolken sie bedecken, und auch bisweilen der Mond vor einen und den andern tritt.

T. Richtig! die Sternseher können sogar berechnen, wie weit jeder Himmelskörper von uns entfernt ist. Wie sie dieß anfangen, kann ich euch nicht begreiflich machen. Durch ihre Berechnung haben sie aber gefunden, daß derjenige Himmelskörper, der unserer Erde am nächsten ist, doch 52000 Meilen von derselben entfernt sey, und die Sonne 21 Millionen Meilen. Diese ungeheure Weite könnt ihr euch gewiß nicht denken. Man hat daher, um diese Weite einigermaßen begreiflich zu machen, berechnet, wie lange eine, aus einer Kanone abgeschossene Kugel, fliegen müsse, ehe sie von einem Himmelskörper zum andern käme. Da hat man denn gefunden, daß,

wenn

wenn sie von der Erde nach dem Monde geschossen würde, sie erst in 23 Tagen im Monde, und wenn sie nach der Sonne geschossen würde, erst in 25 Jahren daselbst ankäme.

St. In 25 Jahren? das ist ja ungeheuer. Hat man es denn wirklich ein Mahl versucht, und eine Kanonenkugel in die Sonne geschossen?

T. Kind! das ist ja nicht möglich. Wenn die Kugel einige Minuten geflogen ist: so fällt sie zu Boden. Man will damit nur sagen, wenn es möglich wäre nach der Sonne eine Kanonenkugel zu schießen, und sie flöge immer so geschwind, wie sie auf der Erde zu thun pflegt, so müßte sie doch zu ihrem Fluge 25 Jahre nöthig haben, ehe sie die Sonne erreichte. Nun bedenkt selbst wie groß die Körper seyn müssen, die man in einer so ungeheuern Entfernung doch noch sehen kann.

Jetzt wollen wir einmahl in unsern Gedanken auf unsern Rehberg steigen, von dem wir eine Ebene übersehen können, in wel-

welcher fünf und zwanzig Dörfer liegen. Wenn du dieselben nun erblickst, Heinrich, glaubst du wohl, das sie von sich selbst entstanden sind?

H. Da müßte ich träumen, wenn ich so etwas glauben wollte. Ich glaube vielmehr, daß sie von Menschen sind erbauet worden.

T. Wenn du nun aber die vielen ungeheuer großen Himmelskörper siehst, was fällt dir denn da ein?

H. Daß sie auch nicht von selbst entstanden sind. Menschen können sie aber freylich auch nicht gemacht haben; denn wie wollten denn diese dahin kommen?

T. Es muß also gewiß ein höheres Wesen da seyn, das sie hervorgebracht hat. Ich muß euch noch mehr sagen. Man theilt die Himmelskörper in zwey Classen. Einige stehn immer stille, andere bewegen sich von einem Orte zum andern. Jene nennt man Fixsterne. So zeigte ich euch gestern einen Stern, der durch eine Wolke

be-

bedeckt wurde. Wißt ihr ihn noch zu nennen?

J. Ich weiß es, er heißt Capella.

L. Von dieser Capella steht linker Hand, schief herunter, ein anderer heller Stern. Neben der Capella rechter Hand stehn drey kleine Sternchen. Alle diese Sterne machen einen Theil eines großen Gestirns aus, das man den Fuhrmann nennt. Nun seht diesen Abend wieder nach Capella, seht nach ihr nach vier Wochen, seht nach ihr nach sechs Monathen, niemals wird sie dem Sterne zur linken oder denen zur rechten näher gekommen seyn. Was für ein Stern ist also Capella?

Alle. Ein Fixstern.

Diese Capella und alle die tausend andern Fixsterne schweben in freyer Luft. Wie wäre denn dieß möglich, wenn nicht eine unsichtbare Kraft da wäre, die sie so zusammen hielte, daß jeder an seinem Platze bleiben muß?

Nun gibt es aber andere, die nie stille stehn, sondern sich immer bewegen. Von einigen ist die Ordnung, in welcher sie sich bewegen, nicht genau bekannt, diese nennt man Cometen, von andern ist sie aber bekannt, und man nennt sie Planeten. Bisher zählte man sechs Hauptplaneten: Merkur, Venus, die Erde, Mars, Jupiter und Saturn. In den neuern Zeiten hat man aber noch drey andere durch Fernröhre entdeckt, von denen ich weiter nichts sagen will: weil ihr sie doch am Himmel nicht werdet finden können.

H. Ist denn der Mond nicht auch ein Planet?

T. Er ist es allerdings; aber kein Hauptplanet sondern ein Nebenplanet. Nebenplaneten nennt man solche, die sich um einen andern Planeten bewegen. So bewegt sich der Mond um die Erde, und so hat auch der Planet Jupiter seine Monden.

H. Aber der Stern, den Sie uns gestern zeigten, ist doch wohl auch ein Planet? Er ging ja auf, und stieg immer höher.

T. Das hat dir nur so geschienen. Unsere Erde dreht sich nähmlich alle 24 Stunden ein Mahl um sich selbst herum, deßwegen wird uns ein Stern nach dem andern sichtbar, und es kommt uns vor, als wenn sie aufgingen. Wenn du z. E. alle Abende nach Fomahand siehst: so wirst du nie finden, daß er seine Stelle gegen andere verändert. Deßwegen zählen wir ihn zu den Fixsternen. Mit den Planeten, z. E. der Venus, ist es aber ganz anders; diese ist heute einem Sterne nahe, in der künftigen Woche ist sie weit von demselben entfernt.

H. Woher wußten Sie denn aber, daß Fomahand gerade um diese Zeit, an der Stelle, die Sie uns zeigten, aufgehen werde?

T. Sieh auf meine Uhr! wo steht der Minutenzeiger?

H. Auf 40 Minuten nach acht Uhr!

T. Kannst du mir wohl sagen, wo er nach einer Stunde stehen wird?

H. Auf 40 Minuten nach neun Uhr.

T. Weißt du aber wohl, wo er morgen um diese Zeit stehen wird?

H. Morgen um diese Zeit?

J. Ich weiß es Herr Tillmann! wieder auf 40 Minuten nach acht Uhr.

T. Woher wißt ihr denn das?

H. Weil die Uhr so eingerichtet ist, daß der Zeiger sich so herum drehen muß.

T. Ganz recht, die Uhr ist so eingerichtet, daß der Minutenzeiger sich alle Stunden, und der Stundenzeiger alle 24 Stunden um den Stift, an welchen er befestigt ist, ein Mahl herum bewegen muß. So wie meine Uhr ist auch das ganze Weltgebäude eingerichtet. Alles, was sich darin bewegt, bewegt sich nach einer gewissen Ordnung. Daher können Menschen, die die Sterne fleißig beobachten, die Minute voraus sagen, wann jeder Stern aufgehen, und auf welchem Platze jeder Planet täglich zu sehen seyn wird.

Wieder auf meine Uhr zu kommen, wenn du nun siehst, daß sie so eingerichtet ist, daß der Minutenzeiger immer wieder auf der

Zahl steht, wo er vor einer Stunde war: glaubst du, daß diese Einrichtung von selbst entstanden sey?

St. Das wäre ja lächerlich. Es muß ein verständiger Mann die Uhr gemacht haben.

T. Kannst du nun wohl glauben, wenn du die ordentliche, bestimmte Bewegung im Weltgebäude bemerkst, daß dieses von selbst entstanden sey?

St. Das kann ich nicht glauben.

T. Ich auch nicht. Es muß ein großer Herr da seyn, der dieß alles gemacht hat. Denn das mußt du wohl einsehen, Julie! daß meine Uhr gegen das Weltgebäude eine unbedeutende Kleinigkeit ist?

J. Ey ja wohl! das Weltgebäude ist so erstaunlich groß.

T. Freylich! statt der kleinen Zähne, die an den Rädern meiner Uhr stehen, siehst du hier Weltkörper. Ich will dir aber noch etwas sagen, das eben so merkwürdig ist. Von meiner Uhr kannst du sagen, wo der Stunden- oder Minutenzeiger morgen stehen

wird;

wird; wer aber den Himmel fleißig beobachtet hat, kann mehrere Jahrhunderte vorhersagen, wo jeden Tag jeder Stern wird zu sehen seyn. Meine Uhr stockt bisweilen, und in der vortrefflichsten Uhr reiben sich die Räder nach und nach ab, und müssen durch andere ersetzt werden. Die Weltenuhr aber ist nun schon mehrere Jahrtausende in Bewegung, und — nie stockt sie — nie hat man bemerkt, daß sich etwas daran abgenutzt habe.

Die Kinder schwiegen voll Verwunderung still.

Gewöhnt euch also, lieben Kinder! allenthalben an Gott zu denken, und bey jeder Naturbegebenheit, die eure Aufmerksamkeit auf sich zieht, zu denken: Hier wirket Gott.

Neunter Abschnitt.

Bey dem nächsten Spaziergange, den die Kinder mit Herrn Tillmann machten, betrachteten sie die Natur mit ganz andern Augen, als sie bisher gethan hatten. Zwar waren sie immer auf die Pflanzen und Thiere aufmerksam gewesen, aber jetzt dachten sie bey allem, was ihnen aufstieß, an Gott. Bey der großen Linde in der Vorstadt, vor welcher sie wohl hundert Mahl mochten vorbeygegangen seyn, blieb Julie gedankenvoll stehen.

Was denkst du? fragte Herr Tillmann.

J. Ich habe meine Betrachtung über diese Linde. Diese war sonst in ein ganz kleines Nüßchen eingeschlossen, und ist aus demselben hervorgekommen, und so ungeheuer groß geworden. Wie viel Säfte mag diese wohl in sich gesogen, wie viel Thau und Regen aufgefangen haben!

T. Und wie weise muß wohl ihr innerer Bau eingerichtet seyn, daß sie alle diese Säfte in Holz verwandelt hat.

J. Wirkt Gott hier auch?

T. Wer sonst als er? Gewirkt wird hier, das siehst du daraus, daß diese Linde aus einem kleinen unmerklichen Keime, zu einem so ungeheuer großen Baume aufgewachsen ist. Den, der hier wirkt, sehen wir nicht; es muß aber ein sehr verständiges Wesen seyn, weil an diesem Baume alles so weislich eingerichtet ist.

So wurde Herr Tillmann mehrere Mahle, z. E. als sie an den Fluß kamen, als sie Fische darin bemerkten, Enten darauf schwimmen sahen, gefragt: wirkt Gott hier auch? und immer gab er die Antwort: hier ist er auch wirksam.

Unter diesen Gesprächen kamen sie bey der Papiermühle an, und Herr Tillmann entschloß sich, hier einen Vorrath Papier einzukaufen; weil die Kinder das ihrige beynahe verbraucht hatten.

Mit ihnen kamen auch ein Paar alte

Wei-

Weiber, deren Schiebekarren mit Säcken voll Lumpen beladen waren. Sie schütteten dieselben aus, und Julchen wandte ihr Antlitz davon weg, weil sie wegen des Schmutzes, der daran klebte, ganz abscheulich aussahen.

Ein alter Mann saß in einer Ecke vor einem großen Haufen Lumpen, und schied sie von einander; er warf die groben, die feinen und noch feinern auf verschiedene Haufen. Auf der andern Seite bemerkten sie einen Knaben, der die Lumpen zerhackte, wieder einen jungen Mann, der sie unter die Stampfen brachte. Als sie weiter gingen, trafen sie ein Paar andere Männer an, die die zerstoßenen und zu einem Teige verarbeiteten Lumpen mit Formen schöpften, und Bogen Papier daraus machten, von denen sie jeden zwischen zwey Tücher legten. Als dieß Geschäft einige Zeit gedauert hatte, wurde an einer Glocke gezogen, und so gleich kamen von allen Enden Leute herbey gelaufen, die sich an eine große Presse stellten und die frischverfertigten Bogen preßten. Unter diesen

war

war auch der Herr der Papiermühle, der die Gesellschaft mit in seine Stube nahm, und fragte, womit er ihnen dienen könne?

Wir möchten, sagte Herr Tillmann, gern etwas Papier einkaufen.

Sogleich legte er ihnen verschiedene Papiersorten vor, und Herr Tillmann wählete sich einige Buch Concept- Mittel- und Briefpapier, die er unter die Kinder vertheilte, um sie nach Hause zu tragen.

Als das Papier bezahlt war, nahmen sie Abschied und gingen zurück.

Auf dem Wege bezeugten die Knaben ihre Verwunderung, über die gute Einrichtung, die sie in der Papiermühle bemerkt hatten, und über die Ordnung und Thätigkeit, die allenthalben sichtbar waren. Julie aber spuckte aus und sagte: Fi! ich habe einen solchen Ekel an den abscheulichen Lumpen bekommen, daß ich Anwandelung von Erbrechen verspürte.

T. Und gleichwohl ist das Briefpapier, das du unter deinem Arme trägst, aus so abscheulichen Lumpen verfertigt worden.

J. Ist dieß möglich?

T. Ja es ist allerdings möglich: weil es wirklich geschieht.

Jetzt kam die Gesellschaft an eine kleine Anhöhe, welche sie mit ihrem Lehrer bestieg. Da trat er hin, und rief aus: höret, Kinder! und merket wohl auf das, was ich jetzt sagen will. Alles, was ihr hier in der Papiermühle gesehen habt, das thut der große Werkmeister der Natur im Großen.

Der Papiermüller läßt die ekelhaftesten Lumpen einsammeln, die niemanden mehr nützen, und sie so verarbeiten, daß daraus allerley Arten sauberes Papier entstehen.

So handelt Gott im Großen. Alles Ekelhafte, allen Unrath von Menschen und Thieren, alle Aeser, läßt er durch die Naturkräfte verarbeiten und hundert tausend sehr nutzbare Dinge daraus verfertigen.

Dieß anmuthige Fichtenwäldchen, an dem wir jetzt stehen, zieht einen Theil seiner Nahrung aus den vermoderten Pflanzen und Thieren; das Getreide, aus denen wir unser

Brot

Brot bereiten, entstand aus der Verwesung. Was hattest du in den Boden gethan, Stephan! auf welchem deine Kürbispflanze wuchs?

St. Mist.

T. Der war so ekelhaft anzusehen, als die Lumpen in der Papiermühle, und gleichwohl diente er dem schönen großen Kürbisse, den wir alle bewunderten, zur Nahrung. Die Krebse, die Karpfen, die wir vor einigen Tagen verzehrten, und die uns so gut schmeckten, nähreten sich von lauter ekelhaften Dingen. So weise hat der Werkmeister der Natur alles eingerichtet, daß nichts umkommt, daß alles, was stirbt, verdorrt, verweset, wieder für das Ganze verarbeitet wird. Ihr sahet in der Papiermühle so viele Leute geschäftig, jedes arbeitete, um durch seine Arbeit sein Brot zu verdienen, der Werkmeister aber benutzte ihre Arbeiten zur Verfertigung des Papiers.

Jene alten Weiber, die die Lumpen in die Mühle brachten, und die Leute, die sie von einander schieden und zerhackten, sind

da-

dabey unentbehrlich. Hätten die alten Weiber, die mit uns in die Mühle zogen, nicht die Lumpen in den Winkeln und Ecken und von den Schutthaufen zusammen gesucht: so hätte das feine Papier, das du, Julie, trägst, nicht verfertigt werden können.

So ist's in der großen Werkstatt der Natur, die von Gott regieret wird, ebenfalls. Ihr seht da unzählige Thiere in beständiger Bewegung und Thätigkeit. Was thun sie? sie suchen ihre Nahrung. Aber der große Werkmeister leitet ihre Geschäftigkeit so, daß jedes damit dem Ganzen nützen muß.

Sehet ihr dort die Kohlmeise an dem Stamme auf und nieder laufen? Was thut sie? sie sucht die Eyer und Puppen der Insekten auf, um sie zu verzehren. Warum fliegt dort der Rabe herum? um Aas zu finden, und sich daran zu sättigen; und dort der Mausefalke? er macht Jagd auf Mäuse, um eine gute Abendmahlzeit zu halten. Warum sind auf der vor uns liegenden Wiese so viele Hügel aufgeworfen?

Weil

Weil die darunter wohnenden Maulwürfe daselbst Regenwürmer suchen. Warum geht jene Heerde Schafe auf der Wiese herum? um ihr Futter zu suchen. Aber der große Werkmeister benutzt die Arbeiten aller dieser Thiere für das Ganze. Die Meise muß die Menge der Insekten mindern, der Mäusefalke dafür sorgen, daß die Feldmäuse nicht überhand nehmen, der Rabe hat den Auftrag die Erde vom Aase zu reinigen, der Maulwurf muß die Erde locker erhalten, damit das Regenwasser in dieselbe eindringen kann, und die Schafe müssen sich nähren, daß sie fett werden und Wolle tragen, damit wir mit ihrem Fleische uns sättigen und in die Wolle uns kleiden können.

Die Kinder freueten sich über alles, was ihnen von Gott gesagt worden war, und erzählten es, als sie nach Hause kamen, Herrn Gottschalk wieder. Dieser sprach noch lange mit ihnen, über die weisen Anstalten, die Gott in der Natur gemacht hat, und sagte ihnen; daß kein Thier, keine Pflanze umsonst da sey, daß jedes für das

Ganze Nutzen schaffe, daß alle Verrichtungen in der Natur nach seinem Willen geschehen, daß folglich die Welt von ihm regieret werde.

Zehnter Abschnitt.

Als die Kinder den folgenden Tag sich bey dem Frühstück versammelten, sprachen sie von nichts als von Gott, und brachten noch verschiedene Zweifel gegen das vor, was ihnen ihr Lehrer von ihm gesagt hatte. Da sie sich dieselben nicht lösen konnten, so nahmen sie sich vor sie Herrn Tillmann in der Lehrstunde vorzutragen.

Julie rückte zuerst mit ihrem Zweifel hervor, und sagte: wie ist es denn möglich, daß Gott dieß alles wirken, daß er die Sterne regieren, und auch für die Meisen und Maulwürfe Sorge tragen kann?

T. Lieben Kinder! wie Gott im Himmel und auf Erden, in der Sonne und im Moose wirket, das kann kein Mensch vollkommen begreifen; wenn ihr aber aufmerkt: so will ich euch wenigstens einigermaßen begreiflich machen, wie es möglich sey, daß Gott so vieles wirken kann. Wollt ihr aufmerksam seyn?

Alle. Gewiß.

T. Nun so gebt Achtung! Ihr sehet in der Natur alles in Bewegung und Thätigkeit. Dieß alles wird gewirkt durch Kräfte, die wir nicht sehen können.

St. O!

T. Sage du immerhin O! es ist doch wahr. Die Papiermühle z. E., die wir gestern besuchten, wurde durch eine unsichtbare Kraft in Bewegung gesetzt.

J. Herr Tillmann, Sie spaßen, ich habe es ja selbst gesehen, daß die Mühle durch das Wasser getrieben wurde.

T. So schien es dir. Die Erde hat eine Kraft die Körper an sich zu ziehen. Wenn ich z. E. einen Stein in die Höhe

wer-

werfe, so fällt er gleich wieder nieder: weil ihn die Erde an sich zieht. So zieht sie auch das Wasser an sich, und daher kommt es, daß das Wasser, wenn es auf das Mühlrad fällt, auf dasselbe druckt und es so in Bewegung setzt. Und diese Kraft hat noch niemand gesehen — sie ist unsichtbar. Als ich vorhin sagte, daß alles in der Natur durch unsichtbare Kräfte gewirkt werde, so sprach Stephan: o! du wolltest es also nicht glauben. Nun so nenne mir doch eine sichtbare Kraft, die etwas wirkte.

St. Das kann ich wohl. Sie selbst, Herr Tillmann, unterrichten uns ja, und Sie sind doch sichtbar.

T. Falsch! ich bin nicht sichtbar.

J. Ha! ha! ha! wir sehen Sie ja alle, wie können Sie denn unsichtbar seyn?

T. Ihr sehet nur meinen Körper. Mich selbst oder meine Seele sieht niemand. Diese Seele setzt die Zunge, die Arme und die Hände in Bewegung. Sobald der Mensch stirbt, oder seine Seele vom Körper weicht: so wirkt der Körper nichts mehr. Dieß

sah ich an meiner verstorbenen Mutter. Noch den Tag vor ihrem Tode strickte sie an ein Paar Strümpfen, die sie für mich bestimmt hatte. Sobald sie aber todt war: so hatte das Stricken und die ganze Wirksamkeit des Körpers ein Ende. Der ganze Körper wurde hart und steif.

Die Kinder nannten noch verschiedene sichtbare Dinge, die ihnen zu wirken schienen, aber Herr Tillmann zeigte ihnen von jedem, daß es durch eine unsichtbare Kraft in Bewegung gesetzt werde, und daß das Sichtbare nur das Werkzeug sey, durch welches das Unsichtbare wirke. Nun Kinder, fuhr er fort, stellt euch vor, daß Gott alle die unsichtbaren Kräfte, die durch die ganze Natur wirken, kenne und nach seinem Willen regiere: so könnt ihr einigermaßen begreifen, wie es möglich ist, daß er so erstaunlich viel wirken kann.

H. Aber wo wohnt denn der liebe Gott?

T. Wo wirkt denn der liebe Gott?

H. Wie es scheint, allenthalben.

T. Allerdings! folglich ist er auch allenthalben in seinen Wirkungen zugegen.

H. Das ist ja unmöglich.

T. Unmöglich? du siehst ja bey den Menschen etwas Aehnliches. Denk nur wieder an die Papiermühle! da sahest du alte Weiber, die Lumpen herbeyführten, Leute, die sie von einander schieden und zerhackten, andere die sich mit Verfertigung und Pressung des Papiers beschäftigten, eine Menge Stampfen und mehrere Räder, die alle in Thätigkeit waren. Wer wirkte denn dieß alles?

H. Der Herr der Papiermühle.

T. Allerdings; Dieser wirkte durch die ganze Mühle, alles mußte seinen Willen thun. Wenn nun ein so schwacher Mensch durch die ganze Mühle wirken kann: ist es nicht auch möglich, daß der Herr der Natur, der alle ihre Kräfte in seiner Gewalt hat, durch die ganze Natur zu wirken vermag?

H. Jetzt begreife ich es schon besser. Ganz will es mir aber doch noch nicht in den Kopf.

T. Das glaube ich wohl. Das kommt daher: weil die Wirkungen Gottes so erstaunlich mannigfaltig sind, daß kein Mensch —

Jetzt sprangen alle Kinder von ihren Stühlen auf, und Herr Tillmann blieb auch nicht sitzen, um zu sehen, woher das Geschrey käme, das unter dem Fenster entstand. Als sie zum Fenster hinaussahen, bemerkten sie ein Paar Furhrleute mit schwer beladenen Frachtwagen, die gegen einander gekommen waren, und sich nun zankten, und schon die Peitschenstiele in die Höhe gerichtet hatten, um auf einander loszuschlagen: weil keiner seinen Wagen zurückschieben wollte. Zum Glück trat Herr Ehrenfried heraus, und brachte es durch sein Zureden dahin, daß Melchior, als der jüngsie unter den beyden Fuhrleuten, seine Pferde ab, und an das Hintertheil des Wagens spannte, und so der Wagen zurück gezogen wurde. Ueber dieser Unterbrechung war die Zeit verflossen, daß, als Herr Tillmann nach seiner

Uhr

Uhr sah, er bemerkte, daß ihm nur noch einige Minuten zum Unterrichte übrig wären.

Er bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er zu Heinrich: geh doch zu deinem Vater und bitte ihn, daß er einen Augenblick zu uns herauf komme.

Der Vater erschien sogleich, und Herr Tillmann bath ihn, er möchte doch die Güte haben und ein Paar Fragen beantworten, die er gern für seine Schüler benutzen wollte.

V. Mit Vergnügen.

T. Womit sind denn die Frachtwagen beladen, die unter unserm Fenster halten?

V. Der eine mit Baumwolle, der andere mit leinenem Garn.

T. Woher haben sie denn diese Waaren erhalten?

V. Die Baumwolle von Triest, und das Garn von Hildesheim.

T. Wie ist dieß möglich?

V. An beyden Orten habe ich Freunde, die meine Aufträge besorgen, und diese Waaren für mich eingekauft haben.

T. Ihr seht also lieben Kinder! daß der liebe Vater in Triest und Hildesheim wirken kann: weil daselbst Personen sind, die seine Aufträge besorgen. Wenn ihr nun bedenkt, daß dem Herrn der Natur alle Kräfte auf der Erde und in allen Sternen unterthan sind: so könnt ihr, wenigstens einigermaßen begreifen, wie er allenthalben wirken kann.

Elfter Abschnitt.

In der nächsten Lehrsturde sagte Julchen: diese Nacht konnte ich nicht recht ruhig schlafen, weil ich mich fürchtete. Ich dachte immer daran, daß der liebe Gott in der Kammer wirke, und daß er mich in einem Augenblicke tödten könnte.. Da wurde mir es so grauerlich, daß ich mich vor Angst gar nicht zu lassen wußte.

T. Das kommt daher: weil du den lieben Gott noch nicht recht kennst. Leute, die Gott besser haben kennen lernen, die freuen sich allemahl, wenn sie daran denken: Gott ist bey mir. Wenn sie in Noth gerathen, und es ihnen Angst wird: so bekommen sie wieder Muth, sobald sie bedenken: Gott ist bey mir.

Ihr habt nun gehört, daß Gott sehr verständig und mächtig sey. Wüßten wir weiter nichts von ihm: so müßte er uns freylich sehr furchtbar seyn. Allein wenn wir auf alles merken, was er wirkt: so können wir nicht anders glauben, als daß er sehr gütig und liebevoll sey. Denn alles was er wirkt, das zielt ja auf das Beste seiner Geschöpfe ab. Wozu hat die Sonne ihre Strahlen? um den Bewohnern der Erde zu leuchten, sie zu erwärmen, und ihr Wachsthum zu befördern. Wozu leuchtet der Mond? um den Menschen auf ihren Reisen zu nützen: Wozu hat der Kürbiß Blätter und Wurzeln? um Nahrung einsaugen zu können.

Wa-

Warum bekam der Karpfen Floßen, der Krebs Scheren und Füße? daß sie sich im Wasser bewegen, und ihre Nahrung suchen könnten. Warum entstanden sie im Wasser? weil es daselbst für sie überflüßige Nahrung giebt. Ist nicht auch der ganze Reiher so gebaut, daß er seine Nahrung aufsuchen, und sie seinen Jungen zubringen kann?

Wer solche weise Einrichtungen gemacht hat, die augenscheinlich darauf abzielen, daß recht viele Geschöpfe in einem angenehmen Zustande sich befinden sollen — der muß doch wirklich eine recht gute, liebevolle Gesinnung haben.

St. Aber die Fische, die der Fischreiher wegschnappt, mögen sich doch wohl nicht in einem angenehmen Zustande befinden.

T. Das freut mich, Stephan! daß du mir deine Meynung so frey heraus sagst. Du giebst mir dadurch Veranlassung, euch die Zweifel zu benehmen, die euch gegen die

Gü-

Güte Gottes aufstoßen könnten. Wenn ich dieß aber thun soll: so müßt ihr recht aufmerksam seyn.

Wenn ein Kind einen Vater hat, der ihm bey jeder Gelegenheit zeigt, daß er es lieb habe: so muß es auch glauben, daß er es gut meyne, wenn er auch bisweilen etwas verfügt, das ihm hart scheint. Z. E. Es war ein Mahl ein Knabe, der aus dem väterlichen Hause entfernt, und in ein anderes Haus gebracht wurde, um daselbst erzogen zu werden.

St. O! Herr Tillmann!

T. Da stampfte er mit den Füßen, und stellte sich sehr unbändig. Warum that er dieß?

St. Weil er glaubte, daß der Vater es böse mit ihm meyne.

T. Und nach einem halben Jahre?

St. Küßte er dem Vater dafür die Hand, daß er ihn in ein so gutes Haus gebracht hatte.

T. Wenn nun die Fälle oft vorkommen, daß den Kindern die Fügungen ihres guten

Vaters hart scheinen: so dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn bey der weitläuftigen Regierung Gottes manches vorkommt, das uns hart scheint. Wenn wir die gute Absicht davon auch nicht errathen können: so müssen wir doch glauben, daß es damit gut gemeynt sey: weil wir aus allen andern Einrichtungen desselben sehen, daß er es mit allen seinen Geschöpfen gut meynt.

Unterdessen können wir doch, in gar vielen Fällen, wo Gott harte Verfügungen zu treffen scheint, die guten Absichten finden, die er dabey hat. So ists mit dem Verzehren der Fische durch den Fischreiher. Achtung!

Du glaubst, Stephan! sie befänden sich in keiner angenehmen Lage, wenn sie durch den Fischreiher verzehrt werden. Ich glaube es auch. Ist ihre Lage aber angenehmer, wann unsere Köchin ihnen die Kehle aufschneidet und den Bauch aufschlitzt?

St. Ich glaube, da müssen sie noch mehr ausstehen.

T. Mir scheint es auch so. Wenn nun Gott den Fischen diese unangenehme Lage ersparen wollte: so durfte er keinen Fischreiher, keinen Fischaar, keine Fischotter, kein anderes Thier schaffen, das sich von Fischen nährt, und den Menschen müßte er es untersagen, daß sie keine Fische tödten sollten. Das wäre wohl recht gut für die Fische gewesen?

St. Für die Fische wäre es allerdings gut gewesen.

T. Das glaubst du? Nun denk einmahl, daß jeder weibliche Karpfen in deines Vaters Teiche nur 6000 Karpfen hervorbringt, im folgenden Jahre wieder 6000. Laß nun 50 weibliche Karpfen darin seyn: so hast du in 2 Jahren 600000 Karpfen.

St. Die gingen ja nicht alle in den Teich.

T. Und nun laß unter den 600000 Karpfen 300 tausend Weibchen wieder jedes 6000 Junge erzeugen—

St. Ach hören Sie auf! da kann ich nicht nachrechnen.

T. Was soll denn da aus den Karpfen werden?

St. Da muß mein Vater noch einen Teich graben lassen.

T. Und dieser wird bald wieder angefüllt seyn. Er wird also noch 2 dann 10 dann noch mehrere graben lassen müssen, bis sein ganzes Landgut zu Teichen wird. Das wird dein Vater aber wohl bleiben lassen. Dieser ist ein guter Wirth. Wenn er die Karpfen nicht essen darf, wenn sie ihm also keinen Nutzen bringen: so wird er sich wohl hüten, für sie Teiche graben zu lassen. Was wird dann aus den Karpfen werden?

St. Die werden verhungern müssen.

T. Ist es denn also nicht besser, daß Fischreiher, Fischaaren, Fischottern, und viele andere Thiere da sind, die sich von Fischen nähren, und daß die Menschen auch sie verzehren? So dauert ihr Tod nur ein Paar Minuten, der mehrere Monathe sie quälen würde, wenn sie verhungern müßten.

J. Ich weiß doch, wie es der liebe Gott hätte machen müssen, daß die Karpfen gar nicht in diese unangenehme Lage kämen. Er hätte die Einrichtung so machen sollen, daß jede Karpfe nur 2 Junge zur Welt brächte.

T. Dann lebten da, wo mehrere Karpfen sich vergnügen, etwa 50, und es gäbe keinen Fischreiher, keinen Fischaar, keine Fischotter; auf keines Menschen Tisch käme ein Fisch. Bey der Einrichtung, wie sie jetzt ist, leben Millionen Karpfen, eine Menge Fischreiher, Fischaaren, Fischottern, und andere Thiere, die sich von den Fischen nähren, die Menschen haben ein Nahrungsmittel mehr — welches ist denn besser?

J. Freylich sehe ich nun, daß die Einrichtung die der liebe Gott gemacht hat, besser ist.

T. Merkt es, lieben Kinder! Wenn ihr da und dort in der Natur eine Einrichtung seht, die euch für manche Geschöpfe hart scheint: so zweifelt deßwegen nur nicht an Gottes Güte. Denkt darüber recht nach: so werdet ihr am Ende immer einsehen, daß es Gott damit gut gemeynt habe.

Zwölfter Abschnitt.

Herr Gottschalk, der dem Unterrichte mit bey gewohnt hatte, blieb auf der Stube bis die Kinder abgegangen waren, dann näherte er sich Herrn Tillmann, und sagte: ich danke Ihnen nochmahls, daß sie meine Enkel mit Gott bekannt machen. Aber nun erlauben Sie mir eine Bitte: lassen Sie mich diesen Unterricht fortsetzen. Ich bin ein alter Mann, der durch Arbeit seiner Familie nicht mehr nützen kann; aber ich kenne Gott, bin mit ihm bekannt, wie mit meinem Vater, — da könnte ich nun meinen Nachkommen nützlich werden, wenn ich sie mit dem Gott bekannt machte, der nun siebenzig Jahre lang für mich als ein liebreicher Vater gesorgt hat.

Herr Tillmann versicherte, daß er hierzu bereit wäre; nur bath er sich die Erlaubniß aus, daß er dem Unterrichte mit beywohnen

nen dürfen, welches ihm auch Herr Gottschalk zugestand.

Da also die Kinder in die nächste Lehrstunde kamen, fanden sie Herrn Tillman nicht sogleich, wohl aber Herrn Gottschalk, der seinen Platz eingenommen hatte. Sie sahen einander lächelnd an, und Julie sagte, ich glaube gar, der Großvater will uns heute Lehrstunde geben.

Er lächelte und sagte: wenn ihr ihm zuhören wollt, so ist er dazu bereit.

Sogleich rückten sie Stühle herbey, setzten sich neben ihn, und bathen, daß er seinen Unterricht anfangen möchte.

G. Nun wenn ihr denn zuhören wollt: so will ich euch noch etwas von Gott erzählen. Ich kenne ihn gut, glaubt es mir. Siebenzig Jahre bin ich nun alt, siebenzig Jahre hat Gott für mich gesorgt, und wird auch ferner für mich sorgen von Ewigkeit zu Ewigkeit. Das weiß ich gewiß. Ihr glaubt es also, daß ein Gott ist, ein verständiges, gütiges Wesen, das die Welt

und die ganze Einrichtung gemacht hat, die wir in der Natur sehen?

Alle. Ja das glauben wir.

G. In meiner Jugend lebte ich in einem Lande, das von einem recht weisen und guten Fürsten regieret wurde. Ich hatte ihn lieb, weil ich allenthalben sehr gute Anstalten sah, die er zum Besten seiner Unterthanen gemacht hatte. Einst kam dieser gute Fürst in die Stadt, wo ich erzogen wurde, und alle Leute drängten sich hinzu um ihn zu sehen. Unter diesen hinzudrängenden Leuten war ich nicht der letzte. Ich arbeitete mich durch die Volksmenge so glücklich durch, daß ich gerade vor ihn zu stehen kam. Kaum bemerkte er mich: so sprach er etwas mit dem Manne, der zunächst bey ihm stand, dann reichte er mir die Hand und fragte: wie geht es, Heinrich Gottschalk? bist du auch fleißig? Ich erschrack und fragte: kennen Sie mich denn, lieber Fürst? Ich werde dich ja kennen, antwortete er, und habe auch deinen rechtschaffnen Vater gekannt. Sey fleißig und betrage dich gut, damit ich Freu-

de an dir habe. Nun ließ er meine Hand los, nachdem er sie herzlich gedrückt hatte.

Ich zog mich schüchtern zurück und suchte meinen Lehrer auf. Als ich ihn fand, fragte ich ihn, ob er nicht wisse, woher mich der Fürst kenne?

Der Fürst, sagte er, hat deinen rechtschaffnen Vater gekannt, und auch dich, da du noch ein Kind warest. Als dein Vater starb, hat er dich in die Anstalt gebracht, in welcher du dich jetzt befindest. Die ganze Verpflegung, Erziehung und den Unterricht, den du bisher genossen hast, verdankest du diesem guten Fürsten.

Ich erstaunte, drängte mich wieder durch die Menge durch, um meinem lieben Fürsten die Hände küssen zu können, aber ich fand ihn nicht mehr. Von dieser Zeit an, da ich wußte, daß er mich kenne, und für mich sorge, nannte ich ihn meinen Fürsten, und liebte ihn weit inniger als sonst.

Es ist mit Gott bey nahe eben so, wie mit diesem meinen Fürsten. Bisher habt ihr die weisen Einrichtungen bewundert, die

Gott durch die ganze Natur gemacht hat. Wenn nun dieser Gott unter euch träte, und redete euch nahmentlich an: meine Julie! mein Heinrich! mein Stephan! wie würdet ihr erstaunen, daß der große Weltregierer euch kenne; und wenn euch jemand sagte, daß ihr alles Gute, das ihr bisher genosset, ihm zu danken habt, daß er euer Gott sey, wie lieb würdet ihr ihn gewinnen!

Daß nun Gott erscheinen, und euch anreden sollte, dürft ihr nicht erwarten; daß ihr ihm aber alles Gute, was ihr bisher genosset, ihm zu danken habt, daß er euer Gott, euer Vater sey, das will ich euch zeigen, wenn ihr aufmerksam seyn wollt.

Ich bin gewiß aufmerksam, lieber Großvater! sagte Julie. Ich auch, ich auch, sagten die andern.

G. Julie! da du auf der Welt ankamst, warst du denn schon so groß, als du jetzt bist?

J. Gewiß nicht. Ich war wohl eben so klein, als mein kleiner Bruder war, da er getauft wurde.

G. Wovon bist du denn nun so groß geworden?

J. Von den Nahrungsmitteln, die ich genossen habe.

G. Woher hast du sie denn bekommen?

J. Von meinen Aeltern.

G. Ganz recht. Da du auf die Welt kamst, reichte dir meine Tochter, deine Mutter, ihre Brust, und du sogst aus derselben deine erste Nahrung. Dein guter Vater besorgte das übrige. Diese guten Aeltern hast du dir nun, wie du wohl weißt, nicht gegeben, es ist auch schlechterdings kein Mensch da, von dem du sagen könntest, daß er dir deine Aeltern gegeben habe. Da sie dir aber doch gegeben worden sind: so kannst du diese Gabe niemanden, als dem großen Weltregierer zuschreiben, der alle Einrichtungen in der ganzen Natur gemacht hat. Unterdessen, daß du an der Mutter Brust sogst, bekamst du nach und nach Zähne. Die Mutter entzog dir nun die Brust, und du konntest nun Brot, Zwieback, Gemüse und Fleisch kauen. Diese Zähne gabst du

dir nicht, liebe Julie, deine Aeltern auch nicht. Sie wuchsen ohne dein Wissen und Zuthun. Von den mancherley Nahrungsmitteln nun, die du zu dir genommen hast, von dem Brote, Zwieback, Kuchen, Gemüse, Fleisch und Fischen, die du aßest, bist du gewachsen. Davon sind deine Haare, deine Arme und Hände, deine Schenkel und Füße genährt worden. Wie ging es denn nun zu, daß aus diesen mancherley Sachen, Fleisch, Knochen, Haare u. d. gl. verfertigt wurden?

J. Das weiß ich nicht.

G. Und deine Aeltern haben sich auch nicht darum bekümmert. Diese thaten weiter nichts, als daß sie dir täglich die gewöhnlichen Mahlzeiten reichten. Wenn du diese Mahlzeiten genossest; so gingen sie durch die Speiseröhre in den Magen. Hier wurden sie zerrieben, und durch einen scharfen Saft, der sich im Magen befindet, mürbe gemacht. Von da gingen sie in die Gedärme, wo verschiedene Drüschen angebracht sind, die das Beste von den Nahrungsmitteln aus-

sau-

saugen, und es durch verschiedene Wege allen Theilen des Körpers zur Nahrung zuführen. Hast du dieß schon gewußt?

J. Jetzt höre ich es zum ersten Mahle.

G. Und gleichwohl sind, seit deiner Geburt, diese Arbeiten in deinem Körper unaufhörlich fortgegangen. Muß also nicht eine unsichtbare, verständige Ursache da seyn, die diese weise Einrichtung gemacht hat? Wessen Gott und Vater ist nun diese verständige Ursache, die dich nährte und pflegte?

J. Mein Gott und mein Vater.

G. Was Julien geschehen ist, das geschah euch allen, lieben Kinder! folglich kann jedes von euch zu dem Weltregierer sagen: mein Gott! und mein Vater!

Dreyzehnter Abschnitt.

Die nächste Lehrstunde konnte Herr Gottschalk seinen Unterricht nicht sogleich anfangen

gen, weil Heinrich sehr eifrig damit beschäftigt war, eine Pflanze für seine Kräutersammlung einzulegen. Da er ihn nicht gern in seinem Eifer stören wollte, und doch auch nicht Lust hatte länger auf ihn zu warten: so nahm er von seiner Pflanzensammlung Gelegenheit, seinen Unterricht anzufangen.

Wie heißt denn die Pflanze, die du jetzt einlegen willst?

H. Colchicum autumnale, auf deutsch — Zeitlose.

G. Woher weißt du denn das?

H. Herr Tillmann hat es mir gesagt.

G. Woher weißt du denn, daß er es gesagt hat?

H. Ich habe es ja gehöret.

G. Wenn du dich aber umdrehest: so kannst du mir diese Pflanze wohl nicht genau beschreiben.

H. Ich will es versuchen — die Zeitlose hat keine Blätter, keinen Stengel, die Blumenkrone ist sechs Mahl eingeschnitten, und hat sechs Staubfäden.

G.

G. Da weißt du ja mehr als ich. Aber woher weißt du denn dieß alles?

H. Ich habe ja die Blume gesehen.

G. Es ist mir lieb, daß du dieß alles weißt. Laß deine Kräutersammlung nur liegen, bis nach geendigter Lehrstunde, und sey aufmerksam, auf das, was ich jetzt sagen will. Da ihr, lieben Kinder! auf der Welt ankamt, wußtet ihr noch nichts von colchicum autumnale. Nach der Zeit habt ihr es gesehen und habt seinen Nahmen nennen hören; nun kennt ihr es. Von der ganzen übrigen Welt wußtet ihr so wenig, als von colchicum autumnale; ihr waret ganz unwissend. Wie erstaunlich viel wißt ihr jetzt! Ihr kennt eine Menge Pflanzen und Thiere, wißt mir zu erzählen von Europa, Asien, Africa, America und Südindien. Wenn ihr nun nachdenken wollt, woher ihr dieß alles erhalten habt, so werdet ihr finden, daß dieß immer durch die fünf Sinne, das Gesicht, das Gehör, das Gefühl, den Geschmack und den Geruch geschehen sey. Durch welchen Sinn

Stephan, hast du wohl das mehreste gelernt?

St. Durch das Gesicht und das Gehör.

T. Dieß sind die zwey vorzüglichsten Sinne. Stelle dir vor, daß du ohne sie wärest gebohren worden: so wärest du weiter nichts als ein unbehülflicher Fleischklumpen, der weder von colchicum autumnale, noch von sonst etwas wüßte. Julie!

J. Was willst du, lieber Großvater?

G. Du hast es also gehört, da ich deinen Nahmen aussprach. Weißt du es, wie es mit dem Hören zugeht?

J. Das weiß ich nicht, lieber Großvater!

G. Ich glaube es wohl! recht deutlich kann es dir niemand machen, etwas davon will ich dir aber sagen. Wenn ich sage: Julie, so verursacht meine Stimme eine Bewegung in der Luft, wie ein Stein im Wasser, wenn er darein geworfen wird; diese Bewegung geht nun fort, bis sie zu deinen Ohren kommt. Dann wird die Bewegung der Luft durch die Ohren aufgefangen, dringt von da in den Kopf, wo ein Fellchen, wie eine Trommel ausgespannt ist,

hin-

hinter welchem verschiedene kleine Knöchelchen angebracht sind, durch deren Hülfe sich der Schall bis zu dem Gehirne fortpflanzt. Ich will noch ein Mahl ein Wort recht deutlich aussprechen — Gottschalk! wie viel Mahl hast du dieß Wort gehöret, Stephan?

St. Ein Mahl.

G. Und gleichwohl hast du es mit zwey Ohren gehöret. Wie dieß zugehe, kann niemand recht erklären.

Jetzt komm, Heinrich, und tritt vor mich! Sieh mir in die Augen! was siehst du in meinen Augen?

H. Mich selbst.

G. Wie viel Mahl?

H. Zwey Mahl.

G. Und ich sehe in deinen Augen deinen Großvater auch zwey Mahl. Wir sehen also, indem die Bilder der Dinge, die um uns sind, in unsere Augen fallen. Doppelt fallen sie hinein und gleichwohl sehen wir sie nicht doppelt. Und wenn ich jetzt auf einem Berge stehe, um den zehntausend Menschen sich versammelt haben und nach mir sehen: so ist mein

Bild in jedem der zwanzig tausend Augen, die nach mir gerichtet sind.

Jetzt nimm die Feder, tauche sie in das Dintenfaß, schreib auf das Papier, das vor dir liegt: Heinrich.

Hast du es gethan?

H. Hier!

G. Du hast es gut geschrieben. Wie geht denn das zu, daß du dieß schreiben konntest?

H. Das weiß ich selbst nicht.

G. Ich glaube es wohl. Es ist unbegreiflich, wie es zugeht, daß der Mensch seine Glieder bewegen kann, wie er will: wenn jetzt tausend Soldaten vor mir stünden, und ich wäre ihr General, und rief: schlagt an! Feuer! auf einmahl würden alle tausend Mann losfeuern.

Da ich noch jung war, besuchte ich fleißig ein Haus, in welchem todte Leichname zergliedert wurden. Ich erstaunte über den künstlichen Bau derselben. Der Lehrer, der sie zergliederte, zeigte mir Muskeln, die an jedem Gliede angebracht waren, und

sagte, daß durch das Zusammenziehen und Ausdehnen der Muskeln die Glieder in Bewegung gesetzt würden. Als ich ihn aber fragte, wie es denn zuginge, daß der Mensch, durch seinen Willen, die Muskeln ausdehnen und zusammenziehen könnte: so zuckte er die Achseln, und sagte, das wisse er nicht. Und wenn wir den gelehrtesten Männern diese Frage vorlegen wollten: so würden sie alle mit einem Achselzucken antworten müssen.

Nun gebt Achtung! Ihr wißt erstaunlich viel, was ihr alles nicht wußtet, da ihr gebohren wurdet. Dieß alles habt ihr durch eure Sinne, vorzüglich durch das Gesicht und durch das Gehör erfahren; ihr habt auch, seit dem ihr auf der Erde seyd, eure Glieder auf mancherley Art bewegt, seyd gelaufen, gesprungen, habt geschwommen, geschrieben, Körbe gemacht, auf dem Clavier gespielt; gleichwohl kann keiner von euch mir recht sagen, wie es mit diesem allen zugehe: eure Aeltern begreifen es auch nicht recht. Könnt ihr also den Bau eurer Augen und Oh-

Ohren, und die Kraft eure Glieder bloß durch euern Willen zu bewegen jemanden anders zuschreiben, als Gott, der verständigen Ursache, die alle die weisen Einrichtungen gemacht hat, die wir durch die ganze Natur sehen?

Folglich kann jeder von euch zu ihm sagen: er ist mein Gott und mein Vater.

Mit diesen Worten, die auf alle Kinder einen tiefen Eindruck machten, wurden sie entlassen.

Vierzehnter Abschnitt.

Frau Ehrenfried bath den folgenden Tag ihren Vater, daß er bey ihr frühstücken möchte, und er fand auf ihrer Stube auch Julien, nebst ihrem Lieblinge, Rumex. Unterdessen, daß sich der Vater mit seiner Tochter besprach, unterhielt sich diese mit ihrem Hunde.

Als

Als die Zeit kam, in die Lehrstunde zu gehn, wollte dieser sie begleiten. Sie wollte ihn zurück jagen; aber Herr Gottschalk bath, sie möchte ihm erlauben, daß er sie dießmahl begleiten dürfte.

Nun fragte Herr Gottschalk die Kinder, aus was für Gründen jeder von ihnen Gott seinen Gott und seinen Vater nennen könne? und, als sie darauf gut geantwortet hatten, sagte er: alles was ihr mir nanntet, hat Rumex auch von Gott bekommen. Rufe ihn, Julie!

Sie that es, und sogleich kam Rumex zu ihr, legte die Pfoten auf ihren Schooß und sah sie an.

Da sehet ihr also, Kinder! fuhr Herr Gottschalk fort, daß Rumex alles kann was ihr könnt, und wovon wir gestern gesprochen haben. Er hörte, sobald sie ihn rief, er sieht sie, denn seine Augen sind nach ihr gerichtet, er kann auch durch seinen Willen seine Gliedmaßen bewegen: denn sobald er gerufen wurde, sprang er auf, legte seine Pfoten auf ihren Schooß, und wedelt noch jetzt mit dem Schwanze um damit seine Freude auszudrücken.

Jetzt wollen wir sehen, ob ihr von Gott nicht mehr erhalten habt, als Rumex? Julie streichelt jetzt mit ihren Händen des Hundes Pfoten. Bemerkst du nicht einen Vorzug, den du vor ihm hast?

J. Ey freylich! ich habe Hände, und Rumex nur Pfoten.

G. Und dieß ist ein unschätzbarer Vorzug. Denkt einmahl hierüber recht nach. Rumex kann mit seinen Pfoten nichts thun, als laufen und kratzen. Nun sag einmahl, was du mit deinen Händen thun kannst.

J. Ich kann stricken, nähen, schreiben, zeichnen, auf dem Claviere spielen.

G. Dieß alles könntest du nicht, wenn du, statt der Hände, Pfoten bekommen hättest. Sehet euch um in diesem Zimmer! alles, was ihr hier erblicket, wurde durch Menschenhände gemacht. Dieß Haus, diese Stube, diese Vorhänge, diese Fenster, dieser Tisch, dieser Schrank, dieses Dintefaß, diese Streubüchse, diese Schreibfeder, dort das Schloß an der

Thür,

Thür, ist alles das Werk der menschlichen Hände. Dieß alles müßten wir entbehren, wenn wir, statt der Hände, Pfoten bekommen hätten.

Wie alt ist Rumex?

J. Das weiß ich nicht.

G. Ich will es dir sagen, er ist jetzt acht Jahr alt. Ich weiß es genau, weil ich ihn deiner Mutter schenkte, als sie mich vor acht Jahren besuchte. Und du?

J. Ich bin zehn Jahr alt.

G. Julie ist also zwey Jahr älter, als Rumex. Was meynst du aber Stephan? Wer von beyden hat mehr gelernt?

St. Julie.

Gt Wenn aber Rumex zwey Jahr älter wäre als Julie, würde er denn da mehr gelernt haben als sie?

St. Das glaube ich nicht.

G. Ich auch nicht. Das ist ein neuer Vorzug, den der Mensch vor den Thieren hat, daß er immer mehr lernen kann, das Thier aber immer nicht weiter kömmt, immer da stehen bleibt, wo es ist. Ich habe ge-

gehört, daß Rumer euch oft begleitet hat, wann ihr Pflanzen suchtet. Hat er sie kennen lernen?

St. Bewahre! der gab auf die Pflanzen nicht Achtung, der ging nur den Mäusen und Maulwürfen nach. Aber mein Vater hatte doch einen Pudel, der viele Künste konnte. Er stand Schildwache, machte Purzelbäume, und suchte, was verlohren war.

G. Bekam er nicht Junge?

St. Ey wohl! vier herrliche junge Pudel. Drey davon verschenkte mein Vater, und einen behielt er selbst.

G. Und diesen lehrte wohl die Mutter die Künste, die sie selbst gelernt hatte?

St. Warum denn nicht gar? da er vier Wochen an ihr gesogen hatte: so bekümmerte sie sich nicht mehr um ihn.

G. So ist es mit den Thieren. Wenn auch eins mit vieler Mühe durch die Menschen so weit gebracht wird, daß es einige Künste lernt, so kann es dieselben doch nicht andern mittheilen. Wenn es also stirbt, so ist seine Kunst verlohren, und die andern

Thiere werden nicht klüger. Daher kommt es, daß die Schwalben und Raben ihre Nester noch eben so bauen, und die Bienen ihre Zellen auch eben so verfertigen, wie sie vor zweytausend Jahren zu thun pflegten. Die Menschen hingegen — wie weit sind sie gekommen! Sonst wohnten sie in Höhlen, jetzt in bequemen Häusern. In den alten Zeiten glaubten sie am Ende der Welt zu seyn, wenn sie an das Ufer des Meeres kamen; jetzt schiffen sie darüber. Sonst mußten sie sich vor den Wölfen und Bären fürchten; jetzt sind diese in den mehresten Gegenden ausgerottet. Ehedem mußten sie alle Arbeit selbst thun; jetzt haben sie allenthalben Maschinen, z. E. Mühlen, die für sie die schwersten Arbeiten verrichten müssen. Gewiß, wenn einer von unsern Stammvätern, dessen Kleid eine Bärenhaut, dessen Wohnung eine Hütte von Rasen war, wieder kommen und sehen sollte, was wir alles wissen und können, er würde nicht glauben, daß wir seine Kinder wären, er würde uns für Zauberer halten.

Und woher mag es denn wohl kommen, daß wir immer mehr lernen können, und daß dieß bey den Thieren unmöglich ist?

H. Ich glaube, weil wir nachdenken können.

G. Ganz recht. Dieß Vermögen nachzudenken, nennen wir die Vernunft; durch das Nachdenken erfinden wir immer mehr. So sah z. E. ein Mensch, daß durch das Reiben harter Körper Feuer entstand: nun dachte er darüber nach, und erfand nach und nach mehrere Mittel, so oft er wollte, Feuer hervorzubringen. Unsere Hunde und Katzen sehen täglich, wie wir Feuer anzünden, gleichwohl fiel es noch keinem ein, es uns nachzuthun. Auf der ganzen Erde ist schlechterdings kein Thier zu finden, das das Feuer zu benutzen wüßte.

Der Mensch fühlte, wie wehe der Rauch seinen Augen that, wann er in seiner Hütte Feuer anzündete; er bemerkte aber, daß der Rauch immer aufwärts stieg, dachte darüber nach, und erfand Schlöte, durch welche er den Rauch nöthigte, aus seiner Woh-

nung

nung empor zu steigen. Er sah, daß die Pflanzen aus dem Samen kamen, dachte darüber nach, und lernte nun auf seinen Aeckern und in seinen Gärten allerley nützliche Pflanzen hervorzubringen. Ich kenne kein einziges Thier, das säet und pflanzet. Kennst du eins, Stephan?

St Gewiß nicht.

G. Die Vernunft also, die uns Gott gegeben hat, ist es, durch welche wir immer mehr lernen, immer mehr erfinden, immer mehr möglich machen können.

Denkt darüber weiter nach, lieben Kinder! Gott hat euch Hände und Vernunft gegeben, und euch dadurch in den Stand gesetzt, daß ihr immer höher über die Thiere steigen könnt. Ihr wißt, er ist euer Gott und euer Vater.

Funfzehnter Abschnitt.

Sobald Herr Gottschalk in die nächste Lehrstunde kam, that er an Heinrichen die Frage: weißt du noch, was für Vorzüge dir Gott vor den Thieren gegeben hat?

H. O ja! die Hände und die Vernunft.

G. Wer hat dich darauf aufmerksam gemacht?

H. Du lieber Großvater!

G. Wie habe ich denn dieß angefangen?

H. Du hast es uns gesagt.

G. Gesagt! gesagt! Kinder, da hat mich Heinrich wieder auf einen neuen Vorzug aufmerksam gemacht, den der Mensch vor den Thieren hat — er kann sagen, was er denkt, er kann sprechen. Dieß kann kein Thier. Sehr viele geben zwar gewisse Töne von sich, aber damit drücken sie nur ihre gegenwärtigen Empfindungen und Begierden, Freude oder Traurigkeit, ihre Furcht, ihren

Zorn

Zorn, ihre Liebe und Verlangen aus. Eine zusammenhängende Erzählung von dem, was ein Thier gesehen oder gehöret hat, oder thun will, kann es nicht zu Stande bringen.

Wie mir Herr Tillmann gesagt hat, so habt ihr Kinder im vorigen Sommer eine kleine Reise gemacht, an welcher auch Rumex Theil nahm. Ihr konntet den folgenden Tag wieder erzählen, was ihr alles gesehen und gehöret hattet. Konnte dieß wohl Rumex auch thun?

St. Davon habe ich nichts bemerkt. Aber ein Pachter in unserer Nachbarschaft hatte doch einen Kolkraben, der auch sprechen konnte.

G. Und was denn?

St. Gehorsamer Diener! Spitzbube! Hundsfott!

G. Und was denn sonst noch?

St. Sonst habe ich nichts von ihm gehöret.

G. Und wenn du ihn gefragt hättest: ist dein Herr zu Hause? was würde er dir denn wohl geantwortet haben.

St. Ich glaube, gehorsamer Diener.

G. Ich glaube es auch. Ich weiß wohl, daß man einige Arten von Vögeln abrichten kann, daß sie einige Wörter aussprechen; sie wissen aber nicht was sie bedeuten, sie denken sich nichts dabey. Aber der Mensch druckt durch die Sprache seine Gedanken aus. Wenn man nun bedenkt, wie viel Worte der Mensch aussprechen kann: so muß man darüber erstaunen. Bedenkt nur, wie viel tausend Worte eure Muttersprache enthält — diese alle könnt ihr aussprechen. Mancher Mensch kann, neben seiner Muttersprache, noch vier bis fünf andere reden. Wie viel tausend Wörter kann dieser aussprechen! Dieß alles geschieht mit unserer Zunge, der Gurgel, dem Zäpfchen, das an dem Eingange der Gurgel sich befindet, dem Gaumen und den Zähnen. Nun begreift ihr leicht, wie es zugeht, daß die Menschen so große Fortschritte gemacht haben, und warum die Thiere ihnen nicht nachschreiten können. Sie lehren einander was sie gelernt haben. Die Aeltern sagen den Kindern

dern was sie wissen, die Lehrer den Schülern, die Meister den Lehrlingen. Diese jungen Leute wachsen heran, lernen durch eignes Nachdenken noch mehr dazu, das sie nun auch wieder den jungen Menschen sagen. So vermehren sich die Kenntnisse der Menschen von Jahr zu Jahr.

Weißt du, Julie, wie viel Erdtheile sind?

J. Fünf.

G. Da ich so alt war, wie du, kannte ich nur vier. Heinrich hast du gehört wie viele Hauptplaneten da sind, die sich um die Sonne bewegen?

H. Neun.

G. Also drey mehr, als ich in meiner Jugend kannte. Sonst beschrieb man Reisen zu Wasser und zu Lande, bald wird man auch Luftreisen beschreiben können.

Stephan! fällt Dir bey Beschreibung der Luftreisen nicht noch etwas ein, welches viel dazu beyträgt, daß die Menschen immer mehr lernen?

St. Sie können auch schreiben.

G. Kinder! dieß ist unbeschreiblich wichtig. Euch

Euch scheint es freylich nicht wichtig: weil ihr von Jugend auf gesehen habt, daß eure Aeltern, und andere Leute schrieben, und ihr selbst frühzeitig im Schreiben Unterricht bekamet. Laßt aber einmahl einen Neuholländer kommen, der noch nie Schreiben sah! wie wird der den Kopf schütteln, wann er sieht, wie mein Schwiegersohn durch einige Federstriche, seinen Freunden in Triest und Hildesheim, Hamburg und Lübeck, meldet, was sie für ihn thun sollen! Wie würde er das Maul aufsperren, wenn er Papier sähe, auf welchem Leute, die vor tausend und mehrern Jahren lebten, ihre Gedanken ausdrückten. Würde er nicht alles für Zauberey halten?

Vor fünfhundert Jahren konnten die Menschen sprechen und schreiben; gleichwohl war der größte Haufe, noch erstaunlich unwissend. In unsern Tagen haben sich die menschlichen Kenntnisse durch alle Stände so verbreitet, daß gewiß die Bauern in unserer Gegend mehr wissen und verstehen, als vor 500 Jahren die mehresten Edelleute. Wie geht denn das zu?

H.

H. Sie haben Schulen.

G. Dieß ist wahr. Woraus lernen sie denn in den Schulen?

H. Aus Büchern.

G. Sind denn diese Bücher geschrieben?

H. Nein — gedruckt — nun weiß ich es warum die Menschen mehr lernen als sonst: Sie haben die Buchdruckerkunst erfunden.

G. Wieder eine sehr wichtige Erfindung. Das Schreiben ist sehr mühsam. In den Zeiten also, da man die Bücher noch abschrieb, gab es sehr wenige Bücher, und sie kamen in sehr weniger Menschen Hände. Jetzt da man drucken kann, vervielfältigt man die Bücher mit unglaublicher Geschwindigkeit. Nun kann jeder Mensch aus Büchern lernen, wenn er will, was die Menschen vor mehrern hundert und tausend Jahren gedacht und erfunden haben. Ja wenn ein Mensch in England, Frankreich, Dännemark, Schweden und Rußland, kurz in einem Lande wo gedruckt wird, etwas Neues erfindet: so erfahren es in kurzer Zeit alle Nationen, die Gedrucktes lesen können. Un-

terdessen erfährt Rumex nichts von allem was ausländische Hunde thun, und was die Hunde vornahmen, die vor ihm lebten.

Wer ist also wohl mehr, du oder Rumex?

St. Das wäre mir nicht lieb, wenn ich nicht mehr wäre als Rumex.

G. Kannst du mir nun alles zusammen sagen, warum du mehr bist als Rumex und jedes andere Thier?

St. Weil ich Hände habe, und Vernunft, und kann sprechen und schreiben, und alle Tage mehr lernen.

G. Von wem hast du nun dieß alles?

St. Doch von Gott.

G. Von niemanden anders, als von Gott; wir selbst haben uns diese Fähigkeiten nicht gegeben, und kein anderer Mensch konnte sie uns verschaffen. Der gute Gott, der für die Kürbispflanze, und den Krebs, den Karpfen und Fischreiher, und alles andere was da ist, so liebreich sorgte, daß er ihnen alles gab, was sie bedurften, schenkte uns auch diese großen Vorzüge, durch welche

che wir über alle Thiere erhoben werden. O Gott, (indem er die Hände faltete und gen Himmel sah) du bist unser Gott — unser Vater!

Sechzehnter Abschnitt.

Ich muß euch doch, sagte Herr Gottschalk, als er in die nächste Lehrstunde kam, bisweilen etwas aus meiner Lebensgeschichte erzählen, wenn ihr es gern hört.

O ja, lieber Großvater, das thue doch ja, sagten Heinrich und Julie, indem sie sich an ihn schmiegten, und Stephan stimmte ihnen bey.

Da ich noch etwas kleiner war als ihr: so war ich ganz anders, als ich jetzt bin. Wenn ich da in die Lehrstunde gehen sollte, und roch daß etwas in der Küche gebacken wurde, oder sah einen Korb mit Obst stehen, so wurde ich durch den Ge-

ruch nach der Küche und durch den Anblick des Obstes zum Obstkorbe von der Lehrstunde weggezogen. Ich weiß nicht ob es euch sonst auch so gegangen ist.

Die Kinder sahen einander an und wurden roth.

Wann es Tag wurde und ich sollte aufstehen, so konnte ich nicht, es war mir, wie wenn ich an das warme Bett gefesselt wäre. Sollte ich etwas schreiben, und ich sah einen Ball liegen, oder bleyerne Soldaten stehen: so ging ich vom Schreibetische weg und spielte mit dem Balle oder mit den bleyernen Soldaten.

Dieß ist nun jetzt mit mir ganz anders. Wenn ich jetzt mir vorgenommen habe, wohin zu gehen: so mögen zu beyden Seiten des Weges Kuchen und Pasteten, Pfirschen und Kirschen, Erdbeeren und Maulbeeren stehen, ich kehre mich nicht daran, sondern ziehe meinen Weg fort. Sobald es des Morgens fünf schlägt: so wird es mir so leicht, aus dem warmen Bette zu steigen, als jetzt vom Stuhle aufzustehen. Wenn ich

mir

mir vorgenommen habe etwas zu schreiben: so kehre ich mich nicht daran, wenn ihr auch noch so schöne Sachen ins Zimmer brächtet, ich sehe sie nicht eher an, bis ich mit dem Schreiben fertig bin. Bisweilen nehme ich mir vor, daß ich nicht essen will — dann mögt ihr die herrlichsten Gerichte auf den Tisch bringen, ich werde gewiß nichts davon genießen. Was meynst du nun Julie! bin ich jetzt nicht mehr werth als sonst?

J. O gewiß! wir haben auch —

Heinrich drohete ihr mit dem Finger, deßwegen schwieg sie, und sagte nichts von dem, was sie noch auf dem Herzen hatte.

Also habt ihr auch? fuhr Herr Gottschalk fort, ihr habt euch auch bemühet, eure Eßbegierde und andere Begierden zu besiegen? Dieß höre ich gern. Herr Tillmann hat mir etwas davon gesagt. Dieß bringt mich auf einen neuen Vorzug, den Gott den Menschen vor den Thieren ertheilt hat.

Der kleine Mensch ist in seinen ersten Lebensjahren beynahe nur durch die äußerli-

che

che Gestalt von den jungen Thieren unterschieden. Beyde werden durch ihre Begierden nach dem hingezogen, was ihnen angenehm ist. Das Kind greift nach allem, was glänzt und was gut schmeckt, ohne zu überlegen, ob es ihm nicht etwa schädlich sey, und so handelt auch das Thier. Das Thier handelt sein Lebtage so. Die Drossel fliegt nach den rothen Beeren, ohne auf die Schlinge zu sehen die daneben hängt; die Maus frißt jede Speise, die ihr vorkommt, ohne zu bedenken, daß sie vielleicht vergiftet ist; der hungrige Hund schnappt nach dem Braten, den er stehen sieht, wenn er ihm auch nicht gehöret.

J. Das thut mein Rumex gewiß nicht. Der kann die besten Speisen stehen sehen, ohne sie anzurühren. Nur das nimmt er, was ihm angeboten wird.

G. Ich glaube es wohl. Ehe er dieß aber lernte, hat er gewiß viele Prügel bekommen. So handeln die mehresten Thiere. Wenn ihnen der Genuß gewisser Dinge durch unangenehme Empfindungen ist verbittert

wor-

worden: so fürchten sie diese unangenehmen Empfindungen, und werden für die Zukunft vorsichtiger. So läßt die Nachtigall, die ein Mahl auf der Leimruthe klebte, sich nicht wieder berücken.

Aber der Mensch kann es nach und nach so weit bringen, daß er sich manchen Genuß versagt, nicht deßwegen, weil man ihn wegen desselben geschlagen oder auf eine andere unannehmliche Art behandelt hat, sondern weil es sein Wille ist. So kenne ich ein Mädchen, das gern gebackne Fische ißt, (Julie wurde roth) man hat es deßwegen nie geschlagen, sie sind ihm nie übel bekommen; gleichwohl kann es, so oft es will, dieses Leibgericht, wann es auf den Tisch kommt, zurückschieben und stehen lassen.

Diese Kraft des Menschen das zu thun, was er will, ohne sich an seine Begierden oder an die Dinge, die um ihn sind, zu kehren, nennen wir Freyheit.

H. Sind denn alle Menschen frey?

G. Die Anlage dazu wird jedem angebohren.

H. Was ist denn das: Anlage?

G. Wenn es einem Menschen möglich ist, etwas zu erlernen: so sagt man, daß er dazu Anlage habe.

So bringt der Mensch eine Zunge, einen gewölbten Gaumen, ein Zäpfchen mit auf die Welt, — in der Folge wachsen ihm auch Zähne. Dadurch wird es ihm möglich sprechen zu lernen: er hat die Anlage zum Sprechen. Verstehst du nun was Anlage ist?

H. Ja nun versteh ich es.

G. So ist es auch jedem Menschen möglich, frey zu werden, er hat die Anlage zur Freyheit. Die Freyheit selbst muß er sich aber nach und nach erwerben. Er muß sich gewöhnen, jeden Augenblick zu thun, was er für gut hält, ohne sich durch die äußerlichen Umstände, oder durch seine Begierden davon abbringen zu lassen. Dieß thun viele Menschen nicht, daher werden sie nie frey, können nicht thun was sie wollen,

sondern müssen immer thun, wozu sie durch die äußerlichen Umstände bestimmt, und durch ihre Begierden getrieben werden.

Solche Leute habe ich manche gekannt, die viel guten Willen hatten, aber nicht im Stande waren, ihren guten Willen auszuführen. Ein gewisser Ehrenpreiß hatte wenig Einnahme, und mußte deßwegen seinen Aufwand sehr einschränken, wenn er auskommen wollte. Er versprach mir wohl hundert Mahl, daß er es thun wollte, aber er war nicht frey, er war nicht im Stande Wort zu halten. Ging er vor einem Gasthofe vorbey, aus dem ihm der Geruch von leckerhaften Speisen entgegen dampfte: so konnte er nicht widerstehen, der Dampf zog ihn in den Gasthof, so wie die Vogelsbeere die Drossel in die Schlinge. Ein Mahl bekam er einen Brief von einem Freunde, der ihn dringend bath, daß er ihn besuchen möchte, weil er gefährlich krank sey. Er machte sich sogleich reisefertig. Eben da er im Begriffe war zu gehen, kam ein anderer Freund und lud ihn ein zu einem

Kartenspiele. Ich kann nicht, antwortete er: weil ich zu einem kranken Freunde bin gerufen worden. Da ihm jener aber vorstellete, daß morgen auch noch ein Tag sey, an dem er den Kranken besuchen könnte: so ließ er sich, durch das Kartenspiel, von seinem kranken Freunde wegziehen, der, unter der Zeit, daß Ehrenpreiß die Karten mischte, ohne Beystand und Trost, dahin starb.

St. Ey das war ein abscheulicher Mensch.

G. Er wurde bloß dadurch abscheulich, daß er nicht stark genug war, das Gute zu thun, das er gern wollte, daß er nicht frey war!

Gibt man sich aber von Jugend auf Mühe frey zu werden: so kann man nach und nach sich immer mehr Freyheit erwerben. Solche freye Menschen habe ich mehrere gekannt. Ich will euch nur Einen nennen, er hieß Constantin. Ein Mahl wurde er mit mir zu meines Vetters Geburtstage eingeladen, und wir fanden uns beyde ein. Die Tafel war mit den besten Speisen be-

besetzt, die Gesellschaft bestand aus lauter guten fröhlichen Menschen, und für den Abend war ein Tanz angeordnet. Constantin tanzte gern. Kaum hatte er aber die Suppe genossen: so erhielt er einen Brief. Er las ihn, steckte ihn gelassen ein, und machte Anstalt in der Stille sich zu entfernen. Mein Vetter nöthigte ihn zu bleiben, mehrere von der Gesellschaft traten um ihn, faßten seine Hand, und bathen daß er bleiben möchte. Er lächelte aber und sagte: ich habe einen Brief erhalten, den ich sogleich beantworten muß. Man sagte der Brief könne ja morgen beantwortet werden.

Statt zu antworten, verneigte er sich. Das finde ich aber doch sehr sonderbar, das ist doch wahrer Eigensinn, sagte ein Frauenzimmer. Er stellete sich als wenn er es nicht höre, und ging fort.

Mein Vetter begleitete ihn bis an die Thür. Da er sie öffnete, blies ihm ein schrecklich kalter Wind entgegen, der ihm die Augen voll Schneegestöber führete.

So

So verziehen Sie, sagte mein Vetter, doch nur noch eine Stunde, bis das schreckliche Wetter sich gelegt hat! Statt der Antwort, drückte er ihm die Hand und ging fort.

Nun setzte er sich an sein Schreibepult und schrieb, unterdessen daß die Gesellschaft, die er verlassen hatte, schmausete. Der Brief war sehr wichtig, und er mußte bis spät in die Nacht hinein schreiben. Der Schlaf meldete sich bey ihm, ein Paar Mahl fielen ihm die Augen zu: er kehrte sich aber nicht daran, stand auf und trat an das Fenster, bis er wieder munter wurde.

Jetzt schlug die Glocke eins, da er eben den Brief gesiegelt hatte, und er ging nun nach der Schlafkammer, um von seinem geendigten Geschäfte zu ruhen.

Da schoß ein Bedienter schnell vor ihm vorbey.

Was gibt's hier? fragte er.

Ein großes Unglück! erhielt er zur Antwort, der Herr will sterben.

Statt ins Schlafzimmer sich zu begeben, ging er nach dem Zimmer des Kranken. Er fand ihn in großer Gefahr, weil er keine Luft bekommen konnte, und es schien, als wenn er ersticken wollte. Er setzte sich zu ihm und faßte seine Hand.

Was fehlt Ihnen? fragte er.

Mit schwacher Stimme sagte der Kranke: Thee!

Sogleich lief er nach der Küche und verordnete daß ein Thee gemacht würde. Diesen reichte er dem Kranken selbst, und verließ ihn nicht eher, bis er sah, daß der Kranke sich besserte, und der herbeygerufene Arzt versicherte, daß er nun außer Gefahr sey.

Jetzt erst, da die Glocke drey schlug, bestieg er sein Lager, und überließ sich dem Schlafe bis sechs Uhr.

Da wurde er geweckt. Gern hätte er noch drey Stunden geschlafen, so müde war er; er kehrte sich aber nicht daran, sondern stand auf. Nicht lange war er aufgestanden, so trat ein Kaufmann in sein Zimmer.

Sie

Sie könnten mir, sagte dieser, eine große Gefälligkeit erzeigen, um die ich Sie inständig bitte.

C. Welche?

K. Ich habe an ein Haus in Hamburg geschrieben, und es ersucht, mir für 4000 Thaler Waaren zu überschicken, damit ich meine Handlung desto lebhafter treiben kann. Da ich weiß, daß Sie mit diesem Hause in Verbindung stehen: so wird man vermuthlich bey Ihnen anfragen, ob man mir auch so viel anvertrauen dürfe? Sie werden doch so gefällig seyn, und bezeugen, daß man dieß ohne Bedenken thun könne?

C. Nein, das kann ich nicht.

K. Warum denn nicht?

C. Weil ich weiß, daß Ihre Umstände so zerrüttet sind, daß Sie nächstens werden aufhören müssen zu zahlen.

K. Freund! nehmen Sie diese 20 Louisd'or an, und glauben mir, daß meine Umstände so zerrüttet nicht sind, als Sie denken!

C. Beleidigen Sie mich nicht! Sie kön-

können mir 200 Louisd'or bieten, und mich doch nicht bewegen etwas zu schreiben, das gegen die Wahrheit ist.

K. Herr! der vierte Theil der Waaren soll Ihnen geschenkt seyn, wenn Sie mir dieselben durch ein gutes Zeugniß verschaffen wollen.

C. Arm bin ich, und werde künftigen Monath meine eigene Handlung anfangen. In diesem Falle könnten Waaren für 1000 Rthlr. die ich auf mein Lager bekäme, mir sehr nützlich seyn.

K. Also bedenken Sie sich nicht lange, und lassen die schöne Gelegenheit Ihr Glück zu machen, nicht ungenutzt vorbeygehen.

C. Aber, wenn Sie mir alle diese Waaren schenken wollten: so würde ich doch nichts gegen die Wahrheit schreiben.

Der Kaufmann ging betrübt fort, und Constantin nahm den Brief, den er in der Nacht geschrieben, und worin er das Hamburgische Haus vor diesem Manne gewarnet hatte, und trug ihn auf die Post. Wie gefällt dir dieser Constantin, Stephan?

St.

St. Ey das war ein vortrefflicher Mann!

G. Und solche Leute könnt ihr alle werden, wenn ihr jetzt euch schon übet immer das zu thun, was ihr euch vorgenommen habt, und euch weder durch eure Begierden, noch durch jede Unannehmlichkeit oder Annehmlichkeit davon abbringen lasset. Daß ihr es könnt, habt ihr schon bisweilen bewiesen. Fahrt nur so fort: so werdet ihr immer freyer, immer unabhängiger werden von euern Begierden, und den Dingen, die um euch sind.

Und dieses große Geschenk, die Anlage zur Freyheit, hat uns Gott gegeben — Er ist also gewiß der Gott und Vater eines jeden von uns.

Siebenzehnter Abschnitt.

Zuletzt sagte ich euch, lieben Kinder, so fuhr in der folgenden Lehrstunde, Herr

Gottschalk fort, daß Gott der Vater eines jeden von uns sey, und das ist er gewiß. Je mehr wir darauf merken, wie er uns behandelt, desto mehr Beweise von seiner Vaterliebe bekommen wir. Denn weißt du wohl, Julie, was dein Vater an dir thut?

J. Er ernährt mich.

G. Eigentlich ernährt dich Gott: weil er dir diesen guten Vater gegeben hat. Was thut dein Vater ferner an dir?

J. Er schafft mir Kleidung. Auch diese kömmt von Gott. Hast du deinem Vater sonst nichts zu danken?

H. Ich weiß es, er erzieht uns.

G. Und dieß ist das Wichtigste. Wenn ihr täglich auf das beste gefüttert und gekleidet würdet, und der liebe Vater sorgte nicht dafür, daß ihr unterrichtet und zum Guten gewöhnt würdet, was würde euch alles Uebrige helfen? Ihr würdet unwissende, böse Menschen werden.

Gott erzieht uns auch, nicht nur so lange wir Kinder sind, nein, so lange wir le-

leben. Der alte Heinrich Gottschalk steht auch noch unter seiner Zucht.

St. Wie macht denn das Gott?

G. Er schafft uns immer Gelegenheit zu lernen und uns zum Guten zu gewöhnen. Freylich thut er nicht immer unsern Willen, er läßt uns oft Schicksale treffen, die uns äußerst unangenehm sind; wenn wir aber nur nicht kleinmüthig werden, nachdenken, was wir thun und lassen müssen, und das thun und lassen, wozu wir uns für verbunden halten: dann finden wir immer, daß auch das widrigste Schicksal für uns sehr gut war.

Solche junge Leute, wie ihr seyd, wissen davon noch nicht viel zu sagen; wer aber so lange gelebt hat, wie ich, der hat Gott als einen recht guten Vater kennen lernen.

Meine Mutter verlohr ich, da ich zehen Jahr alt war. Mein guter Vater betrübte sich darüber so sehr, daß er ihr bald nachfolgte. Ich war ein vater- und mutterloser Waise. Wie traurig ich war, wie viele

Thränen ich vergoß, als ich meines Vaters Leichnam in das Grab senken sah — das kann ich euch nicht beschreiben. Meine Aeltern waren aus dem Elsaß gebürtig, und hatten sich in Niedersachsen niedergelassen, folglich hatte ich in der Nähe keinen Anverwandten, und die entfernten waren mir unbekannt. Meines Vaters Hauswirth nahm mich einstweilen zu sich, bis er Nachricht aus dem Elsaß erhalten hätte, ob meine Anverwandten noch am Leben wären.

Als ich, den dritten Tag nach meines Vaters Beerdigung, ganz trostlos bey meiner Hauswirthin saß, faßte diese meine Hand und sagte: weine nicht mein Kind! du hast zwar deinen leiblichen Vater verlohren; aber du hast einen unsichtbaren Vater, das ist Gott — der wird dich gewiß nicht verlassen, wenn du immer ein gutes Kind bleibst, und dich hütest, daß du nichts Böses thust.

Zwar hatte ich schon viel von Gott gehört; aber, wie leichtsinnige Kinder zu

thun pflegen, nicht viel darauf geachtet. Jetzt aber machte das, was mir diese gute Frau von Gott sagte, so starken Eindruck auf mich, daß ich meine Hände faltete, und in die Worte ausbrach: mein lieber Gott! ich verspreche dir, daß ich ein recht gutes Kind seyn, und mich hüten will, daß ich nichts böses thue. Verlaß mich nur nicht und sey mein Vater!

Sehet ihr daß meines Vaters Tod mir schon nützlich wurde? ich wurde dadurch zu Gott gezogen, und lernte meine Wohlfahrt von ihm erwarten. Ach Kinder! wenn man Vater und Mutter und Freund und alles, was uns sonst lieb ist, einbüßen muß, und wird dadurch nur mit Gott bekannt: so ist es allemahl Gewinn.

Als wir den folgenden Tag uns zu Tische setzen wollten, trat ein Postknecht in die Stube, der meinem Wohlthäter einen Brief überbrachte. Während er denselben las, sah er immer auf mich, und, als er ihn gelesen hatte, legte er ihn auf den Tisch, und sagte: „nun habe ich einen

neu-

neuen Beweis, daß Gott mit seiner Hülfe am nächsten ist, wann wir uns in der größten Noth befinden: dieser Brief betrifft dich, lieber Heinrich! Ein unbekannter Wohlthäter will dich in der Anstalt des Herrn Federweiß erziehen lassen. Morgen schon sollst du zu ihm abreisen.

Meine Wäsche und Kleidung wurden zusammengepackt, und den folgenden Tag kam ein junger Mann gefahren, der mich in seinen Wagen nahm und zu Herrn Federweiß führte.

Noch immer nenne ich diesen Nahmen mit Dankbarkeit, denn er war gar ein verständiger und rechtschaffner Mann. Sobald der Wagen vor seiner Thür ankam, hob er mich heraus, schloß mich in seine Arme und sagte: „lieber Heinrich! du hast Vater und Mutter verloren, aber beruhige dich! Gott hat für dich gesorgt, und dich zu mir geführt. Ich werde für dich alles thun, was dein Vater für dich hätte thun können. Nur mußt du mir auch, wie deinem Vater, dein Zutrauen schenken, und meine Verordnungen befolgen."

Das werde ich gewiß thun, antwortete ich, unter Vergießung vieler Thränen.

Als er mich zum ersten Mahle in die Lehrstunde führte, faßte er mich bey der Hand und sagte: nun liebes Kind! du bist nun in ein fremdes Haus gekommen, wo dir alles neu seyn, und du oft nicht gleich wissen wirst, wie du dich zu verhalten hast. Ich selbst bin nicht immer zugegen, daß du mich um Rath fragen könntest. Da rathe ich dir, frage dich selbst um Rath. Denke nur immer recht nach, was du thun mußt, wenn du mit dir selbst zufrieden seyn willst, und ich gleichfalls mit dir zufrieden seyn soll. Du bekommst z. E. Lehrstunden, was mußt du darin thun?

J. Aufmerken.

F. Wenn dir Arbeit aufgetragen wird?

J. So muß ich sie verrichten.

F. Flüchtig oder mit Nachdenken?

J. Mit Nachdenken.

F. Wenn dir deine Vorgesetzten etwas befehlen?

J. So muß ich es thun.

F. Wie mußt du dich gegen deine Mitschüler betragen?

J. Gefällig.

F. Wenn du etwas Böses von ihnen siehst?

J. So darf ich es nicht nachthun.

Sieh! fuhr Herr Federweiß fort, du weißt recht gut, was du zu thun hast; handle nach deinen Einsichten: so wird es dir bey uns wohl gehen, und, wenn dir auch manche Widerwärtigkeit begegnet: so wird sie doch immer zu deinem Besten dienen müssen.

In der Anstalt des Herrn Federweiß war ich nun sehr fleißig, fleißiger, als ich es bey meinem Vater war. Bey diesem verließ ich mich immer auf ihn, aber nun konnte ich mich, wie mir Herr Federweiß oft sagte, auf niemanden verlassen, als auf Gott und auf mich. Dieß trieb mich an recht fleißig zu seyn, damit ich ein Mahl im Stande seyn möchte, mich redlich zu nähren. Da nun in dieser Anstalt alles gelehrt wur-

de, was ein junger Mensch in der Jugend lernen muß, wenn er sich zu den Geschäften, die ihm für die Zukunft bestimmt sind, gehörig vorbereiten will: so lernte ich hier viel, weit mehr, als bey meinem guten Vater. Denn dieser war mit Geschäften so überladen, daß er sich wenig um mich bekümmern konnte, und sein Einkommen war so gering, daß er nicht im Stande war, für mich die nöthigen Lehrer zu halten. So muß alles Unglück, unter Gottes Leitung, zum Besten dienen, wenn wir nur immer Recht thun.

Fällt denn einem von Euch etwa auch ein Unglück ein, das ihr erlebt habt?

J. O ja, das Feuer, das in unserer Nachbarschaft war.

G. Wer löschte es denn vorzüglich?

J. Hier, Stephans Vater.

G. Dieser wurde bey dieser Gelegenheit deinem Vater bekannt; und was war die Folge davon?

J. Daß Stephan zu uns gebracht wurde.

G. Lerntet ihr denn bey dieser Gelegenheit sonst niemanden kennen?

H. O ja! den lieben Herrn Tillmann, der meines Vaters Ducaten gefunden hatte, und sie ihm zurückbrachte.

G. Da habt ihr ja das Exempel, wie Gott das Unglück zum Besten derer wendet, die sich bemühen, immer Recht zu thun. Da das Feuer in die Höhe loderte: so glaubtet ihr, nun wäre alles verloren — und siehe da, das Feuer führte euch einen so lieben, rechtschaffnen Lehrer, euerm Vater, in dem Herrn Amtmanne Siegfried, einen neuen Freund zu, und dir, Stephan, verschaffte er dadurch Gelegenheit in dieß Haus zu kommen, wo du so gut unterrichtet und erzogen wirst. Das Feuer selbst wurde aber bald gelöscht. Der Gott, der es entstehen ließ, hatte auch schon Anstalten gemacht, um zu verhindern, daß es nicht zu weit um sich greife. Das geschieht immer, daß bey jedem Unglücke, das Gott über uns verhängt, auch die Mittel in der Nähe sind, wodurch wir uns helfen, oder unsere Noth

wenigstens mindern können. Weißt du noch Heinrich, wie dir zu Muthe war, da du das Bein zerbrachst?

H. Ey wohl! das that schrecklich weh.

G. Noch weher würde es dir gethan haben, wenn du allein gewesen wärest: und hättest nicht verbunden werden können. So aber —

H. Ja, da war Herr Tillmann bey mir, der setzte sich zu mir und tröstete mich, und der gute Stephan lief sogleich nach Herrn Bemmel —

G. Und Herr Bemmel?

H. Der war gleich in der Nähe, und sorgte, daß ich nach Hause konnte getragen werden.

G. Und da du nach Hause kamst, wurdest du so gut und liebreich gepflegt. Der nun alles so wunderbar fügt, daß uns immer Gelegenheit gegeben wird zu lernen und uns zum Guten zu gewöhnen, der uns deßwegen oft Unglück zuschickt, aber doch immer auch Mittel, uns aus der Noth zu retten,

und sie zu mildern, sollte dieser nicht unser Vater seyn?

Achtzehnter Abschnitt.

Wirst du uns heute wieder etwas erzählen, lieber Großvater? fragte Heinrich den folgenden Tag.

Ich werde etwas erzählen, antwortete der Großvater, weil ich merke, daß ihr es gern höret.

Da ich sechs Jahre in der guten Anstalt verlebt hatte, in die mich der Tod meines guten Vaters trieb, kam die Nachricht, daß der liebe Fürst, der mich bisher in derselben unterhalten hatte, gestorben wäre. Ich erschrack, da es mir Herr Federweiß bekannt machte und sagte: was will aus mir werden? wer wird nun für mich sorgen?

Der bis jetzt für dich gesorgt hat, sagte Herr Federweiß. Der Fürst war nur die Mittelsperson, durch welche er dir so viel Gutes zufließen ließ.

J. Aber —

T. Kein Aber, mein lieber Heinrich. Es wird alles gut gehen. Der Tod deines guten Fürsten wird für dich so wohlthätig seyn, als der Tod deines Vaters gewesen ist. Vor der Hand bleibst du bey mir.

J. Aber —

T. Vor der Hand, sage ich, bleibst du bey mir, und bist so fleißig, so folgsam und so gut, wie du immer warest, so wird dir Gott bald den Platz zeigen, den er dir bestimmt hat.

J. Einige Monathe blieb ich noch bey Herrn Federweiß, aber immer war ich traurig: weil ich wußte, daß er mich unterhielt, und ich doch nicht im Stande war, seine Liebe zu vergelten. Nichts konnte mich beruhigen, als die Hoffnung, daß Gott ferner für mich sorgen würde, wie er bisher gethan hatte.

Ich hatte nicht vergeblich gehofft. Als ich ein Mahl mit schwerem Herzen aufgestanden war, ließ sich ein Edelmann melden, der unsere Anstalt besehen wollte. Er untersuchte alles genau, vorzüglich aber die Bücher, in welchen sich die Ausarbeitungen der Zöglinge befanden. Die Meinigen gefielen ihm vorzüglich: weil ich wirklich viel Mühe darauf gewendet hatte. Wer ist der junge Mann, fragte er, der diese Aufsätze gemacht hat?

Herr Federweiß zeigte auf mich, und der Edelmann sagte so viel zu meinem Lobe, daß ich mich schämte, und aus der Stube abtrat.

Bald darauf suchte Herr Federweiß mich auf und meldete mir, daß mich Herr von Tschrink zu sich nehmen wolle, wenn ich Lust hätte, bey ihm die Landwirthschaft zu erlernen; er wäre als ein durchaus rechtschaffner und edeldenkender Mann bekannt.

Wenn mir's aber bey ihm nicht gefallen sollte? fragte ich.

So kannst du dich wieder von ihm trennen, war die Antwort. Dieß wird aber so leicht nicht geschehen. Der Mann denkt zu edel, als daß er dich mit etwas kränken sollte, und du bist zn vernünftig und gut, als daß du ihn beleidigen, oder ihm durch irgend etwas Veranlassung geben solltest, über dich gerechte Klage zu führen.

So entschloß ich mich denn mit ihm zu gehen, suchte meine Habseligkeiten zusammen, und reisete diesen Tag noch ab.

Ich fand an Herrn von Tschrink einen zweyten Vater, der es sich sehr angelegen seyn ließ, mich mit allen Kentnissen und Geschäften eines guten Landwirths bekannt zu machen, und ich war sehr gerührt durch die Güte Gottes, die mich zu diesem edeln Manne geführt hatte.

Sein Zutrauen zu mir wuchs, je länger ich bey ihm war, er gab mir Aufsicht über seine Leute, ich mußte seine Rechnung führen, viele seiner Briefe schreiben, und sehr oft seine Geldangelegenheiten in der Stadt besorgen.

Da-

Dadurch bekam ich ein so großes Ansehen, daß fast alle Leute, in der ganzen Gegend, die etwas bey Herrn von Tschrink zu suchen hatten, sich an mich wendeten.

Aber, Kinder! nichts ist schwerer zu ertragen für den Menschen, als die guten Tage. Der sonst so gefällige, bescheidene Heinrich wurde, da er Herr Secretär Gottschalk hieß, hochmüthig. Ich erinnere mich leider, daß ich manche Armen, die um mein Fürwort mich bathen, sehr hart anließ, und daß ich desto gefälliger war gegen Leute, die mich zu ihren Schmausereyen zogen, und meinem Hochmuthe schmeichelten, wenn ich auch gleich wußte, daß ihre Gesuche oft unbillig und ungerecht waren. Gott, den hatte ich, so zu sagen, verlassen, denn ich dachte wenig oder gar nicht mehr an ihn; vergaß, daß ich mein ganzes Glück seiner väterlichen Fügung zu danken habe, und schrieb es meiner eignen Klugheit zu. Kurz, ich war auf dem Wege ein böser Mensch zu werden.

Gott wußte mich aber schon zu ziehen. Als ich ein Mahl einen armen Bauer eine Stun-

Stunde, bey strenger Kälte, auf mich hatte warten lassen, weil ich erst meinen Kaffee schlurfen wollte: trat mein Herr mit einer Heftigkeit in das Zimmer, dergleichen ich noch nicht an ihm bemerkt hatte, und über die ich mich sehr entsetzte.

Was soll das seyn? Gottschalk! sagte er: da bekomme ich von einem Kaufmanne in N. einen Wechsel, den ich geschrieben haben soll, und der nun die hundert Carolinen, die ich darauf erhalten haben soll, zurückverlangt: weil ihn der Kaufmann, auf den er wäre gestellt gewesen, zurückgeschickt hätte, ohne ihn zu bezahlen.

Das ist ja ein sehr unangenehmer Zufall, sagte ich.

Ey freylich ein unangenehmer Zufall, fuhr er fort, und sehen Sie nur einmahl, ist das nicht meine Hand? Wer hat denn das geschrieben? Ich nicht. Gnädiger Herr! ich will doch nicht hoffen — sagte ich; er drehete sich aber um und ging fort ohne mich anzuhören.

Da stand ich nun, wie ein armer Sünder,

der, und wußte nicht was ich anfangen sollte. Der Wechsel war wirklich so geschrieben, wie mein Herr zu schreiben pflegte, er war nicht von ihm; wie konnte er also anders, als glauben, daß ich ihn verfertigt hätte, da ich mir (weil ich oft in seinem Nahmen schreiben mußte) viel Mühe gegeben hatte, seine Hand nachzuahmen. Trostlos warf ich mich auf einen Stuhl und seufzete: Gott du kennest meine Unschuld!

Aber nun fiel mir ein, daß ich so lange nicht an Gott gedacht hatte. Ich undankbarer! sagte ich — so viel Gutes hat mir Gott seit meinem Hierseyn täglich erzeiget, und ich — vergaß ihn. Jetzt erst erinnere ich mich seiner, da ich niemanden mehr habe, an den ich mich halten kann. Dieser Gedanke peinigte mich noch mehr. Nach einer schrecklichen Nacht, in der ich kein Auge schließen konnte, schrieb ich meinem Herrn und bath ihn, die Sache auf das strengste zu untersuchen, damit meine Unschuld an

den

den Tag käme, und der Schurke entdeckt würde, der den Wechsel geschrieben hätte.

Nachmittags kam er selbst zu mir, und sagte mit bitterer Miene: sehen Sie, daß ich die Sache untersucht habe? hier ist der Brief, auf welchen der Kaufmann den Wechsel bezahlt hat: haben Sie ihn nicht geschrieben?

Bey Gott! sagte ich, ich habe ihn nicht geschrieben.

Das ist leicht gesagt, erhielt ich zur Antwort, aber nicht bewiesen. Es ist mir leid, daß ein junger Mann, der so viel von sich hoffen ließ, auf solche Abwege geräth.

Ich betheuerte höchlich, daß ich weder Brief noch Wechsel geschrieben hätte, und brachte ihn endlich dahin daß er sagte: desto besser für Sie, wenn Sie unschuldig sind.

Aber doch hatte ich sein Zutrauen verloren, welches ich ganz deutlich aus dem Kaltsinne merkte, mit dem er mich behandelte, und daraus sehen konnte, daß er mir meine Geschäfte fast alle abnahm. Dieß kränkte mich

so empfindlich, daß ich es nicht länger aushalten konnte, sondern ihn bath, mir meine Entlassung zu ertheilen, die ich auch sogleich erhielt.

Neunzehnter Abschnitt.

H. O erzähle uns doch weiter, wie es Dir gegangen ist, lieber Großvater! da du von dem Edelmanne weg warest.

G. Ehe ich fort ging, wollte ich erst meine alten Bekannten besuchen, von ihnen Abschied nehmen, und ihnen auch zugleich mein Leid klagen. Bey diesen war aber wenig Trost zu hohlen. Der eine ließ mir sagen, er wäre nicht zu Hause, der andere nahm, als er mich von weiten sah, seinen Stock und ging aus, ein dritter war ganz kalt gegen mich. Das schmerzte mich so sehr, daß ich mich der Thränen nicht enthalten konnte.

Ich wankte fort, und setzte mich, da ich das Schloß meines Herrn aus den Augen verloren hatte, unter einen Baum. Da traf mich der alte Kutscher meines Herrn an und fragte mich, wie ich hierher käme?

Da erzählte ich ihm, wie es mir gegangen sey, und er war der einzige Mensch, der mit mir Mitleiden hatte.

Den schlechten Streich, sagte er, können Sie nicht gemacht haben, dazu kenne ich Sie zu gut — Seit dem Sie in unserm Hause waren, habe ich nie gesehen, daß Sie jemanden Unrecht gethan hätten. Zuletzt trugen Sie freylich die Nase ein bischen hoch.

Ich druckte ihm herzlich die Hand, und sagte ihm, wie herzlich ich mich freue, daß doch noch Ein Mensch sey, der mich für unschuldig halte.

Und wenn dieser auch nicht da wäre, sagte er, so ist doch da einer, (indem er gen Himmel zeigte) der alles weiß. An diesen müssen Sie sich halten, der wird Sie gewiß nicht verlassen. Ich habe in meinem

Leben

leben, lieber Herr! auch gar viele Drangsale ausstehen, und gar vieles Unrecht dulden müssen. Dieß ist für mich sehr gut gewesen. Denn durch die Noth wurde ich zu Gott getrieben, suchte bey ihm Hülfe, fand sie, und wurde so mit ihm bekannt. Wäre mir immer alles nach Wunsch gegangen, so würde ich Gott vergessen haben, und gewiß nicht so gut geworden seyn, als ich jetzt bin. Machen Sie es auch so, Herr Gottschalk: so werden Sie gewiß bey dieser Drangsal gewinnen, und am Ende Gott dafür danken — daß er sie Ihnen zugeschickt hat.

Mit diesen Worten verließ er mich. Ich dachte nun über meinen Zustand recht nach, und sah ein, daß der Kutscher recht hatte. Ich habe, dachte ich bey mir selbst, freylich viel verloren, meine Versorgung, meinen Gönner, meine Freunde, meinen guten Nahmen— alles habe ich verloren; aber ich habe dich, mein Gott und Vater, von dem ich mich entfernt hatte, wieder gefunden. Habe ich nicht mehr gefunden,

als

als ich verlohren habe? Du wirst mein Versorger, mein Gönner, mein Freund seyn, und bey Dir, der du alles weißt, bey Dir habe ich meinen guten Nahmen noch.

So fühlte ich mich denn wieder stark, und setzte meinen Weg fort — zu wem? könnt ihr leicht errathen.

St. Gewiß zu Herrn Federweiß.

G. Ja, zu diesem ging ich. Er nahm mich wie ein Vater auf, tröstete mich, und da wir überlegten, wohin ich mich nun wenden sollte, zeigte er mir einen Brief, den er aus meinem Vaterlande erhalten hatte, in welchem ihm gemeldet wurde, daß ich noch einen Vaters Bruder in Barcellona hätte. Zu diesem entschloß ich mich zu reisen, und Herr Federweiß gab seine Einwilligung dazu.

Ich reisete also, mit einem Hamburgischen Schiffe, das nach Barcellona fuhr, dahin ab — die Fahrt ging schnell, und bald verlor ich mein Deutsches Vaterland, und dann das ganze feste Land aus den Augen, und befand mich auf offener See, wo

ich nichts, als über mir den Himmel und um mich herum das Meer erblickte. Da ich mich unter lauter fremden Leuten befand, und bedachte, über was für Abgründen ich schwebte, von denen ich nur durch den Schiffsboden getrennt wurde: so kann ich nicht leugnen, daß mir sehr bange wurde; wann ich aber an Gott dachte, wann ich mir vorstellte, daß der Herr des Himmels und der Erde bey mir sey, der den Sturm und die Meereswellen regiert, daß er mich kenne, daß er für mich sorge: so wurde mir das Herz wieder leicht.

So schwammen wir fort, ohne daß etwas Widriges uns begegnet wäre; kaum aber waren wir in das Mittelländische Meer gekommen: so erblickten wir in der Ferne ein Schiff, das auf uns zusegelte. Ein Seeräuber! schrie unser Capitain, strengt euch an, Kinder! daß wir ihm entfliehen! Wir thaten unser möglichstes, aber es war alles umsonst. Er hohlte uns ein, und da wir zu schwach waren, ihm zu widerstehen: so mußten wir uns ihm ergeben.

Alle meine Gesellschafter standen da, blaß wie die Leichen, als sie ein Schiff voll wilde Menschen, mit gezückten Säbeln und fürchterlichem Gebrülle, sich ihrem Schiffe nähern sahen. Auch mir bebten meine Glieder. Sobald ich aber dachte: Gott ist bey dir — diese wilden Menschen stehen unter ihm, sie dürfen dir nicht mehr Leid zufügen, als er ihnen erlaubt: so wurde mir doch das Herz beruhigt. Ich will euch, lieben Kinder! nicht mit einer weitläuftigen Erzählung aller Mißhandlungen, die ich ausstehen mußte, aufhalten. Ich würde euch damit nur traurig machen. Genug, nachdem ich meiner Kleider, Wäsche und meines Geldes war beraubt worden: so wurde ich nach Algier geschleppt, und bekam mein Nachtquartier in einem finstern Kerker auf faulem Stroh.

In dieser fürchterlichen Lage fing ich an zu bethen. Zuvor muß ich euch aber erst sagen, was das heiße Bethen. Bethen heißt seine Gedanken von der Welt abziehen, sie auf Gott richten, und ihm vortragen

gen was das Herz empfindet. Wer recht bethen kann, der ist, so zu sagen, allmächtig; keine Noth, keine Gefahr, kann ihn muthlos machen, er kann die schwersten Geschäfte übernehmen, und vieles thun, was andern, die nicht bethen können, unmöglich scheint. Der Glaube, daß Gott bey ihm sey und für ihn sorge, gibt seinem Herzen Freudigkeit, und das Vertrauen auf seinen Beystand macht ihn stark.

Ich bethete also in meinem finstern Kerker, ohngefähr folgender Maßen. „Von der ganzen Welt bin ich verlassen; aber Gott! Du bist bey mir; Du hast mich hierher geführet; Du meynst es gut mit mir; Du hast zu meinem Besten mich hierher gebracht. Ohne Deinen Willen kann mir nichts begegnen, und was Du mir zuschickst, das wird für mich gut seyn. Ich will immer Recht thun: so wirst Du mich nicht verlassen.„

Je lebhafter ich dieß alles dachte, desto mehr verlor sich meine Betrübniß und meine Angst, ich wurde ruhig und am Ende empfand ich wirklich Freude, bey der sich

meine Augen schlossen, und ein süßer Schlaf sich einfand.

Sobald ich die Augen wieder öffnete, waren meine Gedanken bey Gott. Ein schwerer Tag dachte ich, wartet auf mich; aber Du hast ihn mir gegeben, mein Gott, als deine Gabe will ich alle Mißhandlungen annehmen, die mich heute treffen.

Indem ich dieß dachte öffnete sich die Thür, und eine fürchterliche Stimme brüllte in den Kerker und rief uns heraus.

Wir krochen heraus, erhielten harten Zwieback und Wasser zum Frühstück, wurden dann auf den Markt geführt und zum Verkaufe ausgestellt. Alle meine Kameraden zitterten vor dem harten Schicksale, das ihnen bevorstand; ich war aber ganz ruhig, und dachte: du bist in Gottes Hand; Er wird dich in das Haus führen, das für dich am schicklichsten ist.

Da ich jung und stark und wohlgebildet war: so forderte der Sclavenhändler für mich so viel, daß verschiedene, die mich kaufen wollten, dadurch abgeschreckt wurden.

Endlich kam ein Mann, der mich kaufte, und dem Aufseher über seine Sclaven übergab. Dieser führte mich zu einem großen Haufen Steine, die ich nach dem Platze führen sollte, wo ein Gebäude aufgeführet wurde. Ich strengte alle meine Kräfte an, um sie wegzubringen, und, wenn es mir sauer wurde: so dachte ich, Gott hat dir diese Arbeit angewiesen, und dann that ich sie mit Freuden.

Einige Tage mußte ich mit dieser schweren Arbeit zubringen. Da ich nun an so sehr schwere Arbeit nicht gewöhnet war, und dabey eine höchst elende Kost bekam: so spürte ich eine große Abnahme meiner Kräfte, und vermuthete, daß ich mein Leben bald beschließen würde.

Ich grämte mich aber nicht darüber. Da ich ein Mahl ganz kraftlos auf mein Lager fiel: so bethete ich: „mein Vater! wie es scheint, so soll ich unter der Last, die du mir aufgelegt hast, mein Leben beschließen — du, Vater, hast mir ja das Leben gegeben, du

hast

hast also auch das Recht mir es wieder zu nehmen — dein Wille geschehe!

Zwanzigster Abschnitt.

Sehnsuchtsvoll erwarteten die Kinder die nächste Lehrstunde, um zu erfahren, wie es Herrn Gottschalk in seiner Sclaverey weiter gegangen sey.

Ich war also bereit, fuhr er fort, mein Leben zubeschließen; aber mein himmlischer Vater wollte es mir noch länger schenken. Als ich den nächsten Tag mit zitternden Händen meine Karre nahm, kam mein Herr gegangen, und ließ mich durch seinen Dollmetscher fragen, ob ich nichts gelernt hätte?

Ich antwortete: ich verstände den Gartenbau sehr gut, und wenn er mir seinen Garten anvertrauen wollte, so würde ich

ihn gewiß so bearbeiten, daß er seine Freude daran sehen würde.

Darauf ließ er einen großen Beutel herbeyhohlen, der vermuthlich in einem Europäischen Schiffe war gefunden worden, öffnete ihn, zeigte mir eine Menge Paquete mit Gartensämereyen und fragte, ob ich sie kenne, und ihren Anbau verstehe? Da ich dieß bejahete: so wurde er freundlich, nahm mich mit in seinen Garten, und zeigte mir den Platz, den ich bearbeiten sollte.

Kurz darauf wurde mir ein Topf voll Reiß und Rindfleisch gebracht. Welche Freude — welche Erquickung für mich! ich nahm es an, als von Gott gegeben, und während des Genusses blickte ich dankbar gen Himmel und dachte: du willst mich noch länger erhalten, mein Vater — deßwegen schickst du mir diese Erquickung zu!

Ich überlegte auch, was ich in meiner jetzigen Lage zu thun hätte, wenn ich ein guter Mensch seyn wollte, und entschloß mich, daß ich alle Arbeiten treu und redlich ver-

verrichten, und mir Mühe geben wollte die Gunst meines Herrn zu erwerben.

Dieß that ich auch. Ich ging frisch an meine Gartenarbeit, theilte den mir angewiesenen Platz ordentlich in Beete ab, besäete sie, und hatte in kurzer Zeit das Vergnügen zu sehen, daß die mehresten Sämereyen aufgingen.

Sobald die Gartenkresse abgeschnitten werden konnte, füllte ich ein Körbchen damit an, gab es dem zehnjährigen Ismael, dem Sohne meines Herrn, um es seinem Vater zu bringen.

Dieser ließ mich fragen, was er damit thun sollte? ich bath ihn, mir zu erlauben, daß ich sie zubereiten dürfte — er genoß sie und fand sie sehr schmackhaft. Hiermit und durch die andern Gemüße, die ich von Zeit zu Zeit auf seinen Tisch lieferte, erwarb ich seine ganze Gunst. Er ließ mir bessere Kost, als den andern Sclaven, reichen, gab mir mehr Freyheit, und entfernte meinen bisherigen Aufseher, der

ein sehr harter und unfreundlicher Mann war.

Jetzt lebte ich so glücklich, als es in der Sclaverey nur möglich ist; beynahe hätte ich mich aber zu einer That verleiten lassen, die mich um mein ganzes Glück würde gebracht haben.

Als ich ein Mahl über die Straße ging, um einen Auftrag meines Herrn zu besorgen, begegnete mir einer von meinen ehemahligen Schiffskameraden, und fragte: hast du Lust frey zu werden?

Dieß wohl, antwortete ich; aber wie soll ich dieß anfangen?

Er sagte mir darauf, daß sich im Hafen ein Boot befände, das nur von zwey Mohren bewacht würde, die man leicht ins Wasser werfen könnte; ihrer sechs hätten sich vereinigt, daß sie sich dieses Boots bemächtigen und mit demselben entwischen wollten; wenn ich mich mit ihnen verbinden wollte: so wollten sie mich mitnehmen. Lebensmittel und Waffen hätten sie sich zu ihrer Reise schon zusammengebracht.

Er wußte mir das Elend der Sclaverey, und die Freude bey der Rückkehr ins Vaterland so lebhaft vorzustellen, daß ich wirklich Lust bekam, an ihrer Verbindung Theil zu nehmen und ihm versprach, den nächsten Morgen Antwort zu sagen.

Als ich des Abends auf mein Lager kam, konnte ich kein Auge zuthun, so unruhig war ich. Hätte ich gebethet, Gott für das Gute, das er mir bisher erzeigt hatte, gedankt, und ihm versprochen, daß ich immer Recht thun, und niemahls etwas unternehmen wollte, was unrecht wäre: so würde ich bald eingesehen haben, daß es Undank wäre, wenn ich meinen Herrn, der mir so viel Gutes gethan hatte, heimlich verlassen, meine Freyheit mit dem Tode von ein Paar unschuldigen Menschen erkaufen wollte, und daß ich auf Gottes Beystand nicht rechnen dürfe, wenn ich durch unerlaubte Mittel mir zu helfen suchte. Aber meine Seele war so unruhig, daß sie nicht bethen konnte. Ich entschloß mich vielmehr zur Flucht, machte des Morgens,

un-

unter einem nichtigen Vorwande, einen Weg in die Stadt, um meinen ehemahligen Schiffskameraden aufzusuchen, und ihm meinen Entschluß mitzutheilen.

Aber Gott ist ein guter Vater, und warnt die Menschen, wenn sie sich vornehmen, etwas Böses zu thun. Wenn doch die Menschen nur immer auf seine väterlichen Warnungen merken wollten!

Hört Kinder! wie ich von Gott gewarnt wurde; nicht durch eine Stimme vom Himmel, aber doch so vernehmlich, daß ich die Stimme meines himmlischen Vaters nicht verkennen konnte.

Da ich über die Straße ging, kam mir ein junger Mann entgegen, dessen Gesicht mir sehr bekannt war. Ich sah ihn genau an und erkannte ihn. Sind Sie, fragte ich ihn, nicht Herr Irland?

J. Das wohl; aber woher kennst du mich?

G. Aus der Erziehungsanstalt des Herrn Federweiß.

J. Aus dieser? und — mein Gott! bist du nicht Heinrich Gottschalk?

G. Ey freylich — sonst Ihr Stubengesellschafter — jetzt Sclave in Algier.

Er fiel mir um den Hals und weinte, fragte wo ich wohne, und versicherte, daß er nicht eher ruhen wolle, bis er mir die Freyheit verschafft habe; er sey Secretär bey dem Dänischen Consul, und durch diesen könne ich, so oft ich wollte, Briefe in mein Vaterland bringen.

Versteht ihr nun, lieben Kinder, was es heißt, Gott warnt uns? Er gibt uns auf allerley Art zu verstehen, daß das, was wir thun wollen, unrecht sey. War es denn nicht eben so gut, als wenn Gott mir hätte sagen lassen: Heinrich Gottschalk! suche deine Freyheit nicht auf eine unerlaubte Art, durch Untreue gegen deinen Herrn, und durch Ermordung unschuldiger Menschen; du wirst bald deine Freyheit durch erlaubte Mittel erhalten. Ich verstand die göttliche Warnung, nahm mir auf der Stelle vor, daß ich nicht entfliehen wollte,

und

und suchte nun meinen Schiffskameraden auf, um ihn auch zu warnen.

Ich fand ihn und bemühete mich ihn zu bereden, seinen Vorsatz zu entfliehen aufzugeben, versprach ihm auch, daß ich, sobald ich selbst frey wäre, dafür sorgen wollte, daß er und alle seine Kameraden die Freyheit erhalten sollten.

Dieser Mensch wurde nun auch von Gott gewarnt; er folgte aber der Warnung nicht, sondern blieb bey seinem Entschlusse, zu entfliehen.

Den folgenden Tag hörte ich, daß einige Sclaven hätten entfliehen wollen, aber wieder eingebracht worden wären.

Sie wurden alle so schrecklich gepeitscht, daß mein, von Gott durch mich gewarnter, Schiffskamerad unter den Schlägen seinen Geist aufgab.

Kinder! merket es wohl! man wird euch oft bereden wollen, Unrecht zuthun; Gott wird euch aber warnen, bald durch euer eignes Herz, bald durch andere Menschen, bald auf eine andere Art.

Hütet euch ja, daß ihr gegen die Warnung des guten Vaters nicht unfolgsam seyd!

Ein und zwanzigster Abschnitt.

Nach einigen Tagen besuchte mein Freund Irland meinen Herrn, erkundigte sich wie er mit mir zufrieden wäre, und da dieser mir ein gutes Lob ertheilte: so bath er, mir zu erlauben, daß ich bisweilen zu ihm kommen und mit ihm speisen dürfe.

Er erhielt diese Erlaubniß sogleich. Nun war meine Lage wieder um ein merkliches gebessert. Wöchentlich ein Mahl konnte ich mich an einer guten Mahlzeit und einem Glase Wein laben; was mir aber noch weit wichtiger war, ich konnte auch den Umgang eines Freundes genießen, mit dem ich mich über die vorigen Zeiten besprach, und von dem Glück der Freyheit, auf das ich hoffte, mich unterhielt. Ich ging alsdann alle-

Mahl

Mahl freudiger an meine Arbeit, und ließ es mir einen rechten Ernst seyn alle aufgetragene Arbeit auf das Beste zu verrichten. Dadurch erwarb ich mir immer mehr die Liebe und das Zutrauen meines Herrn, und er gestand mir so viele Freyheiten zu, daß ich es kaum noch merkte daß ich sein Sclave war.

Unterdessen schrieb ich an Herrn Federweiß, machte ihm eine Beschreibung von meiner Lage, und bath ihn: wo möglich, dafür zu sorgen, daß ich losgekauft würde.

Es verging wohl ein halbes Jahr ehe ich Antwort erhielt. Während dieser Zeit fuhr ich fort, meinem Herrn treu und redlich zu dienen, und mein Vertrauen auf Gott zu setzen. So oft ich mich zur Ruhe legte, so oft ich von meinem Lager aufstand, waren meine Gedanken bey ihm, und ich unterhielt mich mit ihm durchs Gebeth. O! mein Vater! sagte ich oft, wie freue ich mich, daß ich dich habe kennen lernen, und weiß, daß du bey mir bist. Nun thue ich alle Arbeit mit Freuden, und dulde willig die Un-

Unannehmlichkeiten meiner Lage: weil ich glaube, daß du mir diese Arbeit aufgelegt, daß du in diese Lage mich versetzet hast. Willst du mich in mein Vaterland wieder zurück bringen, so ist dir es so leicht — so hast du tausend Mittel zu meiner Befreyung. Ich will dann meine Freyheit, mit Dank, als ein Geschenk aus deiner Hand, annehmen; siehst du aber, daß es für mich besser ist, Sclave zu bleiben: so will ich auch, bis an das Ende meiner Tage, treulich in diesem Stande der Dienstbarkeit ausharren, und mich mit dem Glauben trösten, daß ich stets unter den Augen meines Vaters wandele.

Als ich nun ein Mahl, vom Schweiße bedeckt, ein Stück Land umgrub, sah ich meinen Freund Irland durch den Garten kommen. Er ging schneller, und war freundlicher, als gewöhnlich. Du bist frey, sagte er, indem er mir um den Hals fiel, du bist frey, mein guter Gottschalk! Eben komme ich von deinem Herrn, von dem ich deine Freyheit erkauft habe.

Und wer, fragte ich, ist der Menschenfreund, der sich meiner erbarmt und mich losgekauft hat?

Das wirst du, erhielt ich zur Antwort, erfahren, wann du in dein Vaterland zurück kommst.

Ich kann euch, lieben Kinder! nicht recht beschreiben wie mir bey dieser Nachricht zu Muthe war. So innig freuete ich mich nicht, als ihr wohl glauben werdet; vielmehr wurde ich wehmüthig, da ich bedachte, daß ich nun meinen Herrn verlassen sollte, den ich, wie meinen Vater, liebgewonnen hatte. Die Thränen traten mir in die Augen, als ich von ihm Abschied nahm, und die seinigen blieben auch nicht trocken. Sein zehnjähriger Sohn Ismael, dem ich bisweilen Drachen, Kästchen von Pappe und dergleichen gemacht, und der mich deßwegen besonders liebgewonnen hatte, umfaßte meine Kniee, weinete, und bath, daß ich ihn nicht verlassen möchte.

Der Vater druckte mir die Hand, und sagte: Gottschalk! ich lasse dich ungern von

mir. So einen treuen Diener, wie du wa-
rest, bekomme ich nie wieder. Aber du hast
dein Vaterland — von diesem will ich dich
nicht zurückhalten. Lebe glücklich! Nimm
diese Tasse, aus der ich bisher Kaffee trank,
mir zum Andenken mit. Erinnere dich da-
bey meiner, und vergiß nicht, daß Obeidah
in Algier dein Freund ist.

Nun lebte ich noch einige Tage, bey mei-
nem Freunde, in Algier in Freyheit, und be-
nutzte sie dazu, daß ich die Sclaven be-
suchte, und sie ermahnte, daß sie ihren
Herren treu dienen, mit Geduld alle
Beschwerlichkeiten ertragen, fleißig be-
then und ihr Vertrauen auf Gott setzen
sollten, der sie in diese traurige Lage versetzt
habe, um sie zum Guten zu erziehen, und
mit sich bekannt zu machen, der ihnen auch
gewiß zur Freyheit wieder helfen werde, so-
bald er wisse, daß sie ihnen zuträglich sey.

Leider fand ich bey vielen kein Gehör.
Sie hatten so wenig über Gott nachgedacht,
und konnten so wenig begreifen, daß der
gute Vater auch durch Fesseln und Sclave-
rey

ren die Menschen zu sich zu ziehen suche, daß sie mich mit Unwillen zurückwiesen.

Einige aber höreten mich an, dankten mir für den Trost, den ich ihnen mitgetheilt hatte, und versprachen, daß sie meine Ermahnungen befolgen wollten.

Bey meiner Abreise erhielt ich noch eine Menge Briefe von den Unglücklichen, um sie in ihrem Vaterlande zu bestellen.

Der Tag zu meiner Abreise erschien nun. Ich wurde mit den nöthigen Kleidungsstücken und Lebensmitteln versehen, die mir mein unbekannter Wohlthäter hatte besorgen lassen. Freund Irland begleitete mich bis an den Bord eines Dänischen Schiffs, welches ich bestieg, nachdem ich unter tausend Thränen ihm herzlich gedankt hatte, für die Liebe, die er mir in meinem Sclavenstande bewies.

Bald hätte ich vergessen euch zu sagen, daß ich, bey der Abreise, auch die Sclavenkleider mitnahm, die ich bisher getragen hatte, und die ich noch immer zum Andenken aufhebe.

Die Kinder zeigten ein Verlangen, sie zu sehen, und Herr Gottschalk hohlete sie herbey.

Ach du armer Großvater! sagte Julie, diese Lumpen hast du getragen?

Ja, fuhr der Großvater fort, diese Lumpen habe ich getragen, und freue mich daß ich sie getragen habe: weil ich in denselben ein guter Mensch geworden bin. An jedem Neujahrstage, an jedem meiner Geburtstage, hohle ich sie herbey, und danke meinem himmlischen Vater dafür, daß er mich durch die Trübsal zum Guten erzogen hat.

Zwey und zwanzigster Abschnitt.

Als das Schiff vom Ufer abstieß, so fuhr Herr Gottschalk fort, trat ich auf das Verdeck, richtete meine Augen nach Algier zu

zu und betrachtete es so lange, bis die Dunkelheit eintrat.

Algier! Algier! dachte ich bey mir selbst, du sollst mir unvergeßlich seyn. Meine Glieder zitterten, als ich dich das erste Mahl erblickte, und wenn es mir möglich gewesen wäre zu entfliehen: so hätte ich es gewiß gethan. Aber Gott hatte mir die Flucht unmöglich gemacht, und ich wurde, durch rohe Menschen, dorthin geschleppt und zum Sclaven gemacht. Aber wie wohlthätig war dieß harte Schicksal für mich! Hier lernte ich Gott recht kennen, an den ich sonst nur flüchtig, selten ernstlich genug dachte. Hier habe ich meinen Körper abgehärtet, der nun stark genug ist, alle Beschwerlichkeiten auszuhalten, die mir in diesem Leben noch bevorstehen. Hier habe ich gelernt, geduldig das größte Ungemach zu ertragen, und ohne Murren auch harte Befehle meiner Vorgesetzten zu vollziehen. Algier! du warest die hohe Schule, in die mich mein Gott führte, um mich hier zu einem guten, thätigen Menschen zu bilden.

Ver-

Vergeßt nicht, guten Kinder! was euch jetzt der alte Gottschalk gesagt hat. Daß ihr nach Algier solltet geführt werden, ist nicht wahrscheinlich; aber sehr harte Schicksale werden euch alle treffen; ihr werdet bisweilen in Lagen kommen, wo es scheint als wenn ihr von der ganzen Welt verlassen wäret. Dann denket an den alten Gottschalk, murret nicht, werdet nicht kleinmüthig! Bedenkt, daß euer hartes Schicksal eine Fügung Gottes sey, wodurch er euch mit sich bekannt machen, und zum Guten erziehen will. Haltet euch an ihn, im Gebethe! thut auch in der Trübsal immer was Recht ist! und laßt euch ja nicht die Furcht, die Angst, oder den Schmerz zu einer Handlung verleiten, die ihr für unrecht haltet. Dann werdet ihr gewiß erfahren, daß euer hartes Schicksal für euch so wohlthätig war, wie dem alten Gottschalk seine Sclaverey in Algier.

Als ich mich zur Ruhe legte, dachte ich wieder an Gott, und entschloß mich, daß ich das Gute, was er mir erzeigt hat-

hatte, mein Lebelang nicht vergessen, sondern ihm stets dankbar seyn wolle. Wie dankt man aber wohl Gott? Was meynst du wohl, Stephan? Wie dankst du denn deinem Vater?

St. Wenn ich fleißig bin, und mich gut betrage.

G. Ist denn dieß Dankbarkeit gegen deinen Vater?

St. Ja! deßwegen hat er mich in dieß Haus gebracht daß ich fleißig seyn, und mich zu einem guten Betragen gewöhnen soll.

G. Also dankst du dem Vater, wenn du seinen Willen thust. So ist es auch mit unserer Dankbarkeit gegen unsern unsichtbaren Vater: wir können sie nicht besser beweisen, als dadurch, daß wir seinen Willen thun.

J. Wer sagt uns denn aber, daß wir Gottes Willen thun sollen?

G. Das weiß Stephan wohl. Wer sagt dir denn, daß es deines Vaters Wille sey, daß du fleißig seyst und dich gut betragest?

St. Das sehe ich ja selbst ein; denn wenn mich mein Vater deßwegen hierher gethan hat, daß ich etwas lernen soll: so muß er ja auch wollen, daß ich fleißig sey, und mich zu einem guten Betragen gewöhne.

G. Auf eben diese Art erfahren wir auch Gottes Willen. Jetzt gebt fein Achtung, lieben Kinder: so werdet ihr bald begreifen, wie dieß möglich ist. Hast du, Stephan, wohl immer Lust fleißig zu seyn?

St. Nicht immer. Oft habe ich größere Lust zum Spielen.

G. Mir ist gesagt worden, daß du Ein Mahl dich mit ein Paar Gassenbuben gezankt und sie geschimpfet habest: warum thatst du denn das?

St. Sie schimpften mich zuerst.

G. Thust du denn deines Vaters Willen, wenn du in der Stunde, wo du fleißig seyn sollst, spielst, oder wenn du dich mit andern zankst und sie schimpfest?

St. Ach nein! dieß will mein Vater nicht haben.

G.

G. Sehet, lieben Kinder! so ist es auch in Ansehung des göttlichen Willens. Wenn wir ohne Ueberlegung thun, wozu wir Lust, und unterlassen, wozu wir keine Lust haben; wenn wir ohne Ueberlegung nachthun, was wir von andern sehen und hören: so thun wir Gottes Willen nicht. Wenn wir aber bey allen unsern Handlungen überlegen, was Gott wolle, was wir thun sollen: so erfahren wir es gewiß.

Es gefiel Gott nicht, mit uns zu sprechen, und alle Augenblicke uns zuzurufen: dieß sollst du thun, jenes sollst du unterlassen; er gab uns aber die Vernunft, die uns seinen Willen bekannt machen sollte. Wenn wir diese nun anwenden, und über alle unsere Handlungen nachdenken: so erfahren wir seinen Willen gewiß.

Solltet ihr mich noch nicht recht verstanden haben: so will ich es euch in der Folge durch mancherley Exempel deutlicher machen.

Drey und zwanzigster Abschnitt.

Den folgenden Morgen sah ich die Sonne aufgehen, es schien als wenn sie aus dem Meere hervorginge. Der Anblick war prächtig, ich faltete mit Ehrfurcht meine Hände, und dachte dabey, wie ihr leicht vermuthen könnt, an den guten und weisen Schöpfer, der die Sonne gemacht hat, und durch dieselbe so unermeßlich viel Gutes auf der Erde und in allen Planeten bewirkt, die sich um die Sonne bewegen. Die See lag vor mir, wie ein großer heller Spiegel; hier und da sprangen Fische in die Höhe, als wenn sie die aufgehende Sonne begrüßen wollten, in den Lüften wiegeten sich eine Menge Seevögel, und hier und da sah ich Schiffe schwimmen, durch welche die Europäer die Verbindung mit entfernten Erdtheilen unterhielten. Diese schöne Aussicht machte mir ungemein viel Freude, und ich

dach-

dachte bey mir selbst: diese Freude müßtest du entbehren, wenn dir Gott keine Augen gegeben hätte; du würdest dann da stehen, am hellen Tage, von lauter Nacht umgeben. Dabey sah ich auf meine Hände, wie künstlich sie gebauet waren; dachte ferner, über die weise Einrichtung meines Körpers nach, und was für ein unschätzbares Geschenk Gottes er sey. Wenn du nun auch einsiehst, Heinrich! daß dein Leib ein unschätzbares Geschenk Gottes sey: wird dir wohl beyfallen, was du mit demselben thun mußt?

H. Ich muß ihn hochschätzen.

G. Ja wohl, mußt du ihn hochschätzen. Wenn ich dir ein Mahl eine schöne Uhr schenkte, und du wolltest sie sorglos umherwerfen, daß sie zerbrochen und untauglich würde: so könntest du gewiß nicht sagen, daß du damit deines Großvaters Willen erfüllet hättest. Zum Herumwerfen wäre ja eine bleyerne Uhr, dergleichen die Kinder auf den Jahrmärkten für einige Pfennige zu kaufen pflegen, gut genug gewesen.

Was würde ich wohl sonst wollen, daß du mit der Uhr thun solltest?

H. Sie in Acht nehmen.

G. Da thätest du wohl am Besten, wenn du sie in deinen Schrank verschlössest. Glaubst du wohl, daß ich dir deßwegen eine Uhr geben würde, damit du sie einschließen könntest?

H. Wenn du mir nur eine gäbest, so wüßte ich wohl, was ich damit thun wollte. Ich ließe mir von Herrn Tillmann zeigen, wie man sie aufziehen müsse, dann zöge ich sie alle Tage auf, damit sie mir immer zeigte, welche Zeit es wäre; thäte ich dann deinen Willen?

G. Allerdings. So thun wir auch in Ansehung unsers Leibes Gottes Willen, wenn wir ihn in Acht nehmen, ihn vor Beschädigung bewahren, und in den Stand setzen, daß er die Geschäfte verrichten kann, für welche ihn der Schöpfer bestimmte.

Ich nahm mir jetzt also auch vor, daß ich auf diese Art mein Lebelang meinem Gott meine Dankbarkeit beweisen wollte,

für das schöne Geschenk, das er mir mit meinem Leibe gemacht hatte. Ich fühlte Hunger, und sah dieß als eine Erinnerung Gottes an: meinem Leibe die nöthige Nahrung zu geben.

Da mich nun mein Freund Irland, bey meiner Abreise, mit einigen Tafeln Chocolade und Zwiebak beschenkt hatte: so bereitete ich davon mein Frühstück. Der Genuß desselben erquickte mich ungemein. Wie gut, dachte ich, hat doch der Vater der Menschen für die Erhaltung des menschlichen Leibes gesorgt. So oft er Nahrung nöthig hat, empfindet er Hunger und Durst, und treibt dadurch die Menschen an, sie ihm zu verschaffen. Hätte Gott nicht diese weise Einrichtung gemacht, daß die Menschen durch Hunger und Durst gezwungen würden, Nahrung zu suchen: so würden gewiß viele träge Leute ihren Leib vergessen, und ihn verderben lassen. Und der Genuß der Nahrungsmittel ist so angenehm — wieder eine Ermunterung mehr für den Menschen, seinen Leib zu nähren.

Wä-

Wäre der Genuß der Nahrung so mühsam, wie das Weben eines Stücks Leinewand, oder das Umgraben eines Stücks Garten: so würden wieder viele saumselige Leute diese Mühe scheuen, und ihren Leib vernachlässigen.

Weil aber der Genuß der Nahrungsmittel so angenehm ist: so werden die Menschen dadurch gar oft verleitet, daß sie durch den Genuß ihren Leib zerstören. Manche genießen zu viel — sie sind unmäßig, und richten dadurch ihren Leib zu Grunde. Ihr habt ohne Zweifel von manchen Krankheiten gehöret, von welchen manche Menschen geplagt werden, z. E. Gicht, Schwindsucht, Wassersucht u. dergl. Ach diese sind, sehr oft, eine Folge der Unmäßigkeit. Gott hat den Leib des Menschen nicht zur Krankheit, sondern zur Gesundheit bestimmt: wenn aber die Menschen ohne Ueberlegung unmäßig genießen: so zerstören sie selbst ihre Gesundheit.

Andere zerstören sie dadurch, daß sie alles genießen, was ihnen gut schmeckt, ohne

ohne zu überlegen, ob es dem Leibe auch dienlich sey. Zuckerwerk z. E. schmeckt süß; wenn ihr euch nun dadurch verleiten lassen wolltet, von demselben viel zu genießen: so würdet ihr bald davon Bauchgrimmen und andere übele Zufälle bekommen.

Ueberhaupt, lieben Freunde! dürft ihr ja mit eurem Leibe nicht alles thun, was ihm angenehme Empfindungen verursacht, sondern immer nur das, wovon ihr wißt, daß es ihm zuträglich sey. In meiner Jugend kannte ich einen Knaben, der ein Jucken an seinem Schenkel empfand. Er kratzte ihn, und, da dieses Kratzen ihm angenehme Empfindungen verursachte: so trieb er es so lange an, bis der Schenkel sich entzündete. Wäre er nicht zur rechten Zeit in die Hände eines guten Arztes gefallen: so hätte ihm der Schenkel müssen abgenommen werden. Ich lernte einen Mann kennen, dessen Ohren so zu Grunde gerichtet waren, daß er äußerst schwer hörete. Wie sind Sie, fragte ich

ihn, zu diesem Uebel gekommen? Meine jugendliche Unbesonnenheit, antwortete er, hat meine Ohren fast ganz unbrauchbar gemacht. Da ich ein Knabe war, bemerkte ich einen Kitzel, wann ich mir, vermittelst eines Ohrlöffels, die Ohren reinigte. Deßwegen that ich es sehr oft, und je öfter ich es that, desto stärker wurde der Reiz, dadurch wurden die Ohren verletzt, sie fingen an zu schwären, und die Folge davon ist, daß ich jetzt sehr schwer höre, und nur ein halber Mann bin, indem ich an der menschlichen Gesellschaft sehr wenig Theil nehmen kann.

Vier und zwanzigster Abschnitt.

Bey dem Anfange der nächsten Lehrstunde, richtete Herr Gottschalk seine Rede vorzüglich an Heinrich, und sagte: du wünschest also, wie es scheint, von mir eine Uhr zu er-

erhalten. Gesetzt sie wäre so eingerichtet, daß sie nur die Stunden zeigte, könnte aber durch gute Abwartung so weit gebracht werden, daß sie erst Minuten, dann die Monathstage, endlich sogar, durch den Schlag eines Glöckchens, die Zeit anzeigte, was müßtest du denn da mit der Uhr thun, wenn du dich für dieselbe gegen mich dankbar beweisen wolltest?

H. Ist es denn möglich, daß man durch gute Abwartung eine Uhr so weit bringen kann?

G. Dieß will ich nun eben nicht sagen. Gesetzt aber es wäre möglich, was müßtest du denn da thun?

H. Da müßte ich sie recht gut abwarten, damit sie immer vollkommner würde.

G. Dieß wäre allerdings deine Schuldigkeit. Bey einer Uhr wird dieß nun wohl nicht leicht möglich seyn. Wenn der Meister sie einmahl so eingerichtet hat, daß sie nur die Stunden anzeigen soll: so wird sie, auch bey der besten Abwartung, nie so weit kommen, daß sie auch die Minuten und

Monathstage anzeigte, oder gar zu einem Schlagwerk würde. Ganz anders ist es aber mit dem menschlichen Leibe. Dieser ist so vortrefflich eingerichtet, daß man ihn, durch vernünftige Behandlung, unglaublich weit bringen und ihm immer mehr Vollkommenheit verschaffen kann. Wie viel hat nicht schon der Leib eines jeden von euch gewonnen! In den ersten Monathen seines Lebens vermochte er noch nicht, sich von einer Stelle zur andern zu bewegen. Man mußte ihn forttragen, wie eine Pflanze, die in einem Blumenasche steht. Als er mehr Kräfte bekam, fing er an zu kriechen, in der Folge richtete er sich auf und lernte gehen. Hernach lernte er sogar laufen und springen. Vermuthlich habt ihr in den letztern Jahren gelernt noch mehr mit euern Leibern zu verrichten.

Jul. O ja, ich kann schreiben, stricken, nähen.

H. Ich kann auf dem Clavier spielen.

St. Körbe können wir auch flechten; und schwimmen.

G.

G. Da sehet ihr ja also, daß der Leib, wenn man ihn gut zu behandeln weiß, immer vollkommner gemacht werden kann. Was müssen wir also wohl mit dem Leibe thun, wenn wir uns gegen Gott dafür dankbar beweisen wollen? was meynst du Heinrich?

H. Wir müssen ihn immer vollkommner zu machen suchen.

G. Allerdings. Dadurch beweisen wir am besten, daß wir dieses vortreffliche Geschenk Gottes hochschätzen. Ueberhaupt wissen wir, daß wir unsern Dank gegen Gott nicht besser, als dadurch beweisen können, daß wir seinen Willen thun; wenn wir aber Gottes Willen thun wollen: so haben wir dazu immer den Körper nöthig; wenn dieser nun schwach und ungeschickt ist: so werden wir in gar vielen Fällen das nicht thun können, was wir als Gottes Willen erkannt haben.

Wollt ihr nun wissen, was für Vollkommenheiten ihr, nach Gottes Willen, eurem Leibe geben sollt, was müßt ihr denn thun?

J. Nachdenken.

G. Ganz recht. Ihr dürft weder vom alten Gottschalk, noch von sonst jemanden euch alles sagen lassen, was ihr mit dem Leibe zu thun habt; denn diese sind nicht immer bey euch, ihr habt ja selbst Vernunft — braucht sie nur, so wird sie euch immer sagen was ihr zu thun habt.

Unterdessen will ich euch doch eine kleine Anleitung geben, wie man über den Leib und seine Bestimmung nachdenken kann.

Der Fisch ist bestimmt im Wasser zu leben, und der Mensch?

St. Auf der Erde.

G. Allerdings. Weil er aber Füße hat, mit denen er sich bewegen kann; so ist er wohl nicht dazu bestimmt, daß er, wie eine Auster, immer auf Einem Platze bleiben soll, sondern er soll sich von einem Orte, zum andern bewegen. Er muß sich also oft in freyer Luft aufhalten. In dieser freyen Luft gehen nun beständig Veränderungen vor, bald regnet, bald schneyet, bald friert, bald thauet es; bald brennt die Sonne, bald stürmt ein rauher Wind. Dieß können nun

nicht

nicht alle Leute vertragen. Sobald sie sich einer rauhen Witterung aussetzen, werden sie krank. Diese sind übel dran: weil sie sehr oft, wegen Schwächlichkeiten des Leibes, unvermögend sind, Gottes Willen zu thun. Einem andern hingegen schadet keine Witterung. Wenn er es für seine Schuldigkeit hält, eine Reise zu machen, so macht er sie ohne sich an die Witterung zu kehren.

St. O das kann mein Vater recht gut; der reist, es mag frieren oder regnen, oder stürmen. Ihm schadet nichts.

G. Da ist dein Vater viel werth. Wie hat er das angefangen, daß sein Leib so stark wurde?

St. Er hat sich von Kindheit an abgehärtet.

G. Wünschest du nun, daß dein Leib auch so stark werden möge, wie der Leib deines Vaters?

St. Ey das versteht sich.

G. Was mußt du nun also thun?

St. Ich muß ihn abhärten.

G. Dieß ist also Gottes Wille. Weil dir deine Vernunft sagt, daß du dieß thun mußt: so kannst du sicher glauben, daß dieß Gottes Wille sey. Ihr müßt also, um euern Leib abzuhärten, oder, welches einerley ist, ihn zu stärken, euch täglich einige Zeit in freyer Luft bewegen, und euch durch unfreundliche, unangenehme Witterung nicht davon abhalten lassen; ihr müßt eure Aeltern darum bitten, daß sie euch erlauben, bisweilen Fußreisen zu machen, ihr müßt euch gewöhnen auf Stroh unter einer leichten Bedeckung zu schlafen.

Hier erzählten die Kinder mit vielem Vergnügen, daß sie dieß alles schon gethan hätten. Ich weiß es, antwortete Herr Gottschalk, nur dürft ihr nicht glauben, als wenn das, was ihr gethan habt, schon hinlänglich wäre — Nein ihr müßt diese Uebung, so lange ihr lebt, fortsetzen, sonst, wenn ihr anfangen wolltet, euch der freyen Luft zu entziehen, so würdet ihr bald wieder schwächlich werden. Wenn du, Heinrich! z. E. eine Pflanze hättest, die einige Wochen

im Freyen gestanden hätte, und du wolltest sie nun wieder einige Wochen in die Stube setzen, was würde daraus werden, wenn du sie wieder an die Luft brächtest?

H. Sie würde verwelken.

G. Dieß würde gewiß geschehen. So ist es gerade auch mit dem menschlichen Leibe; wenn dieser auch ist abgehärtet worden, und man setzt diese Stärkung nicht fort, entzieht ihn eine Zeit lang der stärkenden Luft: so wird er bald schwächlich, weichlich und kann eine unfreundliche Witterung nicht mehr vertragen.

Sehet, lieben Kinder! auf diese Art lehrte mich Herr Federweiß, in meiner Jugend, meinen Leib stärken, und dieser Stärkung habe ich es zu danken, daß ich die Beschwerlichkeiten der Seereise und die drückenden Unannehmlichkeiten der Sklaverey, die manchem weichlich erzogenen, jungen Manne das Leben kosteten, aushalten konnte, und daß ich in der folgenden Zeit niemahls durch Schwächlichkeit in meinen Geschäften gehindert wurde.

Fünf und zwanzigster Abschnitt.

Meine Rückreise ging glücklich von statten, und ich war sehr vergnügt, wann ich das Meer betrachtete, und über das viele Gute nachdachte, das der Weltregierer den Bewohnern der Erde dadurch zufließen läßt. Hier, dachte ich, kommen alle Bäche, Flüsse und Ströme der Erde zusammen, und das ist sehr gut. Denn wenn keine so große Tiefe wäre, in die sich die fließenden Gewässer stürzen könnten: so würden sie stille stehen müssen, und die Erde würde mit Sümpfen und Morästen bedeckt seyn, die sie zum Anbaue unfähig, und für die Menschen zu einem ungesunden Aufenthalte, machen würden. Und wie viele tausend Millionen Geschöpfe, die auf der Erde nicht leben können, finden da ihren Aufenthalt, in dem sie leben, sich nähren, und ihres Daseyns sich freuen. Sonst unterbrach freylich das Meer

die

re. Nach Dännemark — wo ich keinen Bekannten hatte, an den ich mich wenden konnte; wo für mich gar keine Aussichten zur Anstellung in einem Amte waren; und ich wollte so gern nach Barcellona, wo ich bey einem Anverwandten, Arbeit und Brot zu erwarten hatte. So führt uns aber Gott gewöhnlich. Wenn wir nach Barcellona wollen, bringt er uns nach Copenhagen, versetzt uns in ganz andere Lagen, als wir wünschen. Darüber werden die Menschen gewöhnlich unwillig, murren und klagen. Wenn ihr künftig unzufriedene Menschen findet, so erkundigt euch nur, warum sie so unzufrieden sind, ihr werdet fast immer finden, daß ihre Unzufriedenheit daher rühre, weil es nicht so geht, wie sie wünschen.

Dank sey meinem Glauben an Gott und seine Regierung! bey mir durfte eine solche Unzufriedenheit, seitdem ich Gott näher hatte kennen lernen, nie aufkommen.

Als ich einmahl eine Anwandlung davon verspürte, wendete ich mich mit Gebeth an

Gott.

Gott. O du weiser Weltregierer! dachte ich, du machst alles so weise und gut und, wenn ich die Welt regieren sollte — wie verkehrt würde dann alles gehen! Darum will ich auch nie erwarten, daß alles nach meinem Sinne gehe, sondern will mich beruhigen, wenn deine Fügungen auch oft nicht mit meinen Wünschen übereinstimmen sollten, und zu dir das Vertrauen haben, daß du dabey weise und gute Absichten habest.

Bey solchen Betrachtungen verschwand meine Traurigkeit, und ich freuete mich darüber, daß ich von Barcellona weg, nach Copenhagen geführt wurde: weil ich überzeugt war, Gott führe mich, zu meinem Besten, dahin.

Wir langten glücklich in Copenhagen an, und ich stieg aus, ohne in dem ersten Augenblicke zu wissen, wohin ich mich wenden sollte. Ich erfuhr es aber gleich. Ein Bedienter kam auf uns los, und fragte: kommen Sie von Algier?

Da

Da wir es bejaheten, fragte er weiter: ist nicht einer unter ihnen, der Heinrich Gottschalk heißt?

Hier ist er, sagte ich.

So kommen Sie geschwind mit mir, fuhr er fort. Einer Ihrer Freunde wünscht Sie zu sprechen. Wo sind ihre Effecten?

Meine Effecten, sagte ich, habe ich hier unter dem Arme.

Er riß sie mit freundlichem Ungestüm weg, trug sie fort und ich folgte ihm.

Als ich an das Wirthshaus kam, nach welchem er mich geführt hatte, öffnete er die Thür eines Zimmers und sagte: belieben Sie herein zu gehen. Ich ging hinein und fand das Zimmer leer. Bald aber kam herein getreten — wißt ihr wohl Wer?

J. Gewiß Herr Federweiß.

G. Der war es nicht, sondern der Herr — von Tschrink.

J. O!

G. Er fiel mir um den Hals, weinte und sagte: wie freue ich mich, daß ich Sie, mein guter Gottschalk! wieder habe. Ich

ha-

habe Ihnen Unrecht gethan — vergeben Sie mir! Der Schurke ist entdeckt, der den falschen Wechsel gemacht hatte.

G. Gott sey gelobt! sagte ich, der meine Unschuld an den Tag gebracht hat. Nun kann ich mit Freudigkeit in mein Vaterland zurückkehren. Wer ist aber der Wohlthäter, der mich aus der Sclaverey erlöset hat? Gewiß Sie, gnädiger Herr!

v. T. Kein Wort hiervon! Gesetzt ich hätte Sie auch losgekauft: so habe ich weiter nichts gethan, als was meine Schuldigkeit war. Ich bin ja der Urheber ihres Unglücks. Durch meinen unzeitigen Argwohn habe ich Sie gekränkt, um ihre Ehre gebracht, Sie genöthigt zur See zu gehen, wo Sie in Sclaverey geriethen. Wüßten Sie lieber Mann, wie viel ich Ihretwegen gelitten habe! Sobald Ihre Unschuld entdeckt war, hatte ich keine frohe Stunde mehr. Ich gab mir viele Mühe, den Ort Ihres Aufenthalts auszukundschaften; aber nicht eher gelang es mir, bis Sie selbst an Ihren Freund Federweiß schrieben. Und

nun, lieber Gottschalk! können Sie mir vergeben?

G. Ich habe Ihnen längst vergeben, gnädiger Herr! weil ich wußte, daß Sie bloß aus Irrthum mir Unrecht gethan hatten, und ich den ganzen Vorfall als eine gütige Schickung Gottes ansah.

v. T. Können Sie sich entschließen, Ihre vorige Stelle wieder bey mir anzutreten?

G. Mit vielem Vergnügen.

v. T. Die Hand drauf, lieber Mann! Sie sollen nun sehen, daß ich mir alle Mühe geben will, das Unrecht, das ich Ihnen zufügte, wieder gut zu machen.

Herr von Tschrink wurde nun täglich von verschiedenen Vornehmen zu Tische eingeladen, und gebethen seinen Algierer mit zu bringen: denn jedermann war neugierig, mich zu sehen, und von meinem Schicksale erzählen zu hören. Da wurde nun immer geschmaußt. Ich genoß da viel gewürzte Speisen, Backwerk, fremde Weine u. d. g. welches mir freylich wohl behagte. Als ich aber am dritten Tage aufstand, und mich

mit meinen Gedanken zu Gott erheben wollte, um ihm zu danken, für die neuen Beweise seiner Liebe, die er mir gegeben hatte, merkte ich, daß es nicht ganz richtig mit mir war. Der Kopf war mir schwer, es kostete mir viele Mühe, etwas zusammenhängendes zu denken, alle meine Glieder schienen mir ungewöhnlich schwer, und ich war so träge, daß ich auf einen Lehnstuhl fiel, und wohl eine halbe Stunde vor mich hin sah, ohne etwas Vernünftiges denken zu können. Gottschalk! Gottschalk! sagte ich zu mir selbst — das Ding geht nicht gut, du gibst deinem Leibe zu viel Nahrung. Du genießest nicht mehr die einfachen Nahrungsmittel, an die du von Jugend auf gewöhnet wurdest, sondern künstlich zusammengesetzte, stark gewürzte Speisen, hitzige Weine. Dabey befindest du dich nicht wohl, kannst nicht recht nachdenken — wirst träge. Wahrhaftig, wenn du so fortlebst, kannst du Gottes Willen nicht thun. So kann, so darf es nicht fortgehen.

Herr

Herr von Tschrink trat herein, und sagte, daß wir auf heute wieder zu Tische geladen wären.

Die Antwort war gleich fertig. Gnädiger Herr! sagte ich, ich muß um Verzeihung bitten, daß ich dieß Mahl die Einladung nicht annehmen kann: weil ich mich nicht recht wohl befinde.

Er nahm meine Entschuldigung an, und bald darauf brachte mir ein Bedienter mein Frühstück. Ich frühstücke heute nicht, sagte ich zu ihm, und ließ ihn das Frühstück wieder zurück nehmen.

Da die Tischzeit kam, machte ich einen etwas starken Spaziergang, von dem ich nicht eher wieder zurückkehrte, bis der Abend einbrach. Da empfand ich aber einen starken Hunger, und eilte um nach dem Wirthshause zu kommen, und daselbst meine Abendmahlzeit zu genießen.

Sie war sehr einfach, aber — wie erquickend sie war — wie herrlich sie schmeckte — davon habt ihr Kinder gar keine Vorstellung. So gut hatte es mir in Copenhagen, an den

reich

reich besetzten Tafeln, noch nie geschmeckt. Dabey war mir der Kopf wieder leicht, mein alter Frohsinn fand sich wieder ein, und ich fühlte mich zur Arbeit aufgelegt.

Gewiß, dachte ich, ist es Gottes Wille, daß du leckerhafte Speisen nicht zu deiner gewöhnlichen Kost machen, daß du vielmehr bisweilen fasten sollst: weil du bey jenen so mißmuthig, so abgeneigt wirst, Gottes Willen zu thun, und bey dem Fasten hingegen so froh, so aufgelegt zur Arbeit wirst. Ich nahm mir also fest vor, von Zeit zu Zeit ein Mahl zu fasten, und habe es bis jetzt gehalten.

Ich rathe euch, Kinder, daß ihr dieß auch thut; auch dann, wann ihr aus der Aeltern Hause entfernt werdet, eure einfache Kost beybehaltet, und bisweilen eine Mahlzeit aussetzet.

Die gekünstelten Nahrungsmittel haben für den Gaumen zu viel Reiz, der uns leicht verleitet, davon zu viel zu genießen, sie sind der Gesundheit nachtheilig, und der öftere

Genuß derselben macht den Menschen ungeschickt seine Schuldigkeit zu thun.

Der menschliche Leib kommt mir vor wie ein Pferd; wenn dieses zu gut genähret wird, so gehorcht es dem Reiter nicht mehr, und wirft ihn oft ab.

Das Fasten hingegen, wenn es bisweilen geschieht, erhält den Leib gesund, würzt unsere Speisen, und macht uns zum Nachdenken und zur Arbeit aufgelegt. Es ist also gewiß Gottes Wille, daß wir bisweilen fasten sollen.

Bey diesen Worten nickte Heinrich Julien zu; diese antwortete ihm wieder mit einem Kopfnicken, und Stephan zeigte auf seinen Magen, legte beyde Hände drauf, und versicherte durch seine Geberden, daß er auch dabey sey.

Sechs und zwanzigster Abschnitt.

Was die Kinder unter einander vorhatten, das offenbarte sich bey der Mittagsmahlzeit. Ein jedes wendete seinen Teller um, und nahm von den Speisen, die ihm angeboten wurden, nichts an.

Frau Ehrenfried bezeigte darüber, gegen ihren Vater, ihr Befremden. Dieser antwortete aber: sey du, liebe Tochter! um deine guten Kinder unbekümmert. Sie beweisen, daß sie meinen heutigen Vortrag verstanden haben.

Nun, fragte Herr Gottschalk, in der nächsten Lehrstunde, wie ist euch das gestrige Fasten bekommen?

St. Herrlich!

J. Im Anfange wurde es mir freylich sauer, aber hernach ging es immer besser.

St. Und die Abendmahlzeit — Herr Gottschalk, Sie haben Recht, seitdem ich

bey Herrn Ehrenfried bin, hat mir noch keine Mahlzeit so gut geschmeckt.

H. Und ich schlief so ruhig — ach lange war mir der Schlaf nicht so süß — da ich aufwachte, fühlte ich mich so leicht — ich arbeitete mit Lust, und in der lateinischen Lehrstunde, die uns Herr Tillmann gab, verstand ich alles weit besser, als sonst.

G. Gewiß ist es Gottes Wille, daß wir bisweilen fasten sollen.

Von der Abendmahlzeit, die mir in Copenhagen so gut schmeckte, muß ich euch doch noch etwas erzählen.

Da ich sie verzehrte, traten zwey Deutsche in die Stube, die, sobald sie erfuhren, daß ich in Algier Sclave gewesen war, sich zu mir setzten und mit mir in ein Gespräch einließen. Der eine hatte eine sehr kreischende, unangenehme Stimme, und eine sehr undeutliche Aussprache, so daß ich Mühe hatte ihn zu verstehen, und mehrere Mahle, wann er etwas gesagt hatte, fragen mußte: wie meynen Sie?

Der

Der andere hingegen sprach sehr deutlich, und man hörete ihn mit Vergnügen. Dadurch zog er mich an sich; ich hörete mehr auf diesen als auf jenen, und kehrete ihm endlich, ohne es selbst zu bemerken, den Rücken zu. Dieß schien ihn zu verdrießen, er stand auf und ging zu der Gesellschaft, welche sich nach und nach eingefunden hatte; aber auch hier fand er wenig Gehör, und einer nach dem andern von der Gesellschaft, wendete sich zu einem jungen Manne, der seine Meynung über die, in den Zeitungen gemeldeten, neuesten Vorfälle sagte.

Der Mann dauerte mich. Da ich in mein Schlafzimmer kam, überlegte ich, woher es doch wohl kommen möchte, daß man ihm, so wenig Gehör gab? und ich konnte davon keinen andern Grund als diesen finden: weil er eine so schlechte Aussprache hatte, und es so unangenehm war ihm zuzuhören. Dieser Mann, dachte ich, wird wenig in der Welt ausrichten; bey allem, was er vornimmt, wird seine schlech-

te Aussprache ihm hinderlich seyn. Gesetzt er sollte Kinder unterrichten: so würden diese ihn nicht gern hören, auf seinen Unterricht nicht merken, seine Ermahnungen würden wenig Eindruck machen, und am Ende würden die jungen Leute seine schlechte Aussprache auch annehmen. Gesetzt er wollte unter ein Paar Personen, die sich veruneinigt hätten, Frieden stiften: so würden sie ihn nicht anhören.

Und woher kam diese schlechte Aussprache? ohne Zweifel daher: weil er in der Jugend sich nicht die gehörige Mühe gegeben hatte, seine Sprachwerkzeuge zu üben, und recht deutlich zu lesen und zu sprechen.

Ach, wer seine Sprachwerkzeuge recht zu gebrauchen weiß, der kann unglaublich viel ausrichten. Wann er in Gesellschaft ist, und fängt an zu sprechen: so hört man ihm zu, und die Gesellschaft wird durch ihn unterhalten. Befiehlt er etwas: so machen ein Paar Worte mehr Eindruck, als eine ganze Rede, die undeutlich ausge-

gesprochen wird; bittet er um etwas, so ist es nicht leicht, es ihm abzuschlagen. Ich habe einen Arzt gekannt, der vorzüglich deutlich sprach und deßwegen ein halber Wunderthäter war. Wann er in ein Krankenzimmer trat, wo alles betrübt und kleinmüthig war, und er fing an zu reden: so faßte alles Muth, und der Kranke fühlte sich schon halb wieder gesund, ehe er noch von seinen Arzneyen genommen hatte.

Da nun Gott die Sprachwerkzeuge nicht zum Zierath, sondern deßwegen gegeben hat, daß wir damit viel wirken sollen, was ist wohl sein Wille?

St. Daß wir sie üben und damit recht deutlich sprechen sollen.

G. Merkt es wohl, lieben Kinder, und hütet euch ja, daß ihr nicht eine fehlerhafte Aussprache annehmt. Gebt euch Mühe, bey dem Lesen und Reden, alle Buchstaben recht deutlich auszusprechen, damit ihr hernach desto geschickter seyd, den Willen eures himmlischen Vaters zu vollbringen.

J. Aber wenn er etwas von Wichtigkeit enthielte?

v. T. So mag ich ihn doch nicht lesen. Er ist vom Kaufmann Weber, und mit diesem will ich gar nichts mehr zu thun haben. Wer mit mir Briefe wechseln will, der muß schreiben können, dieß kann dieser Mensch aber nicht. Wenn ich seinen Brief öffne: so sieht er aus, als wenn ihn mein Truthahn gekratzet hätte. Ich bringe gewöhnlich eine Stunde damit zu, um zu entväthseln, was er eigentlich von mir will. Wozu habe ich denn dieß nöthig? Meine Stunden sind mir zu kostbar, als daß ich sie mit solchen Briefen verderben sollte. Nehmen Sie ihn mit, und sehen zu ob Sie ihn lesen können. Wenn Sie mich aber von dem Briefwechsel mit ihm, auf eine gute Art, befreyen könnten, so erzeigten sie mir eine wahre Gefälligkeit.

Ich nahm den Brief mit mir, erbrach ihn, und brachte mit vieler Mühe heraus, daß der Verfasser eine Lieferung von Weizen und

und Rübsamen für einen sehr guten Preis verlangte.

Ich sagte dieß meinem Herrn wieder, allein er antwortete: ich will mit diesem Manne keine Geschäfte machen. Es ist wahr, die Bedingungen, die er mir anbietet, sind vortheilhaft, aber seine elenden Briefe verursachen mir unangenehme Stunden. Schreiben Sie ihm, daß die Umstände nicht erlauben, mich mit ihm in Handelsverkehr einzulassen.

Wer gute Briefe schreiben kann, lieben Kinder, der kann damit weit und breit wirken; wie ihr dieß an meinem Herrn Schwiegersohne sehen könnt; wer aber schlecht schreibt, der erregt gegen sich Unwillen, man scheuet die Verbindung mit ihm, und er kann weit weniger ausrichten, als wenn er eine gute Hand hätte schreiben lernen.

Was ist also wohl Gottes Wille, in Ansehung unserer Hände?

J. Daß wir damit sollen gut schreiben lernen.

Ueberhaupt, wenn ich meine Hände ansehe, und bedenke, wie vielerley Bewegungen ich damit vornehmen, was ich alles damit wirken kann: so werde ich immer mehr überzeugt, daß sie mir Gott nicht deßwegen gegeben habe, daß ich sie müßig in den Schooß lege, sondern daß es Gottes Wille sey, sie auf allerley Art zu üben, und recht vielerley Geschicklichkeiten ihnen zu verschaffen: denn warum hätte er sie so künstlich gebauet? O wie wichtig war es mir, in Algier, daß ich meine Hände brauchen gelernt hatte! wie sehr wurde mir meine Sclaverey dadurch erleichtert, daß ich den Garten bearbeiten konnte! und was für Freude machte ich dem kleinen Ismael durch den Drachen, und andere Spielereien, die ich für ihn verfertigte!

Gehet hin, lieben Kinder, und befolget was ich euch gesagt habe; fahret fort, eure Hände an mancherley Handarbeiten zu üben, damit ihr immer mehr Geschicklichkeit in dieselben bekommt, und im Stande seyd, die gött-

göttlichen Aufträge, die ihr einst bekommen werdet, durch dieselben zu vollziehen.

Sieben und zwanzigster Abschnitt.

Herr von Tschrink meldete mir, daß er nebst mir zu einer Mahlzeit eingeladen sey. Ich bath ihn aber, mir zu erlauben, daß ich zu Hause bliebe, um die Briefe, die er mir gegeben hatte, ausführlich beantworten zu können.

Er erlaubte es mir. Nachdem ich einen Theil derselben beantwortet, und eine mäßige Mahlzeit genossen hatte; ging ich wieder aus, um mich eine oder ein Paar Stunden in freyer Luft zu bewegen. Da ich aber den Fuß vor die Thür gesetzt hatte, stieß mir ein Kaufmann, Nahmens Martin, auf, den ich vor ein Paar Tagen in einer Gesellschaft hatte kennen lernen. Wohin denken Sie zu gehen, Herr Gottschalk? fragte er.

Tode abgegangen sey. Können Sie sich entschließen diese Stelle anzunehmen?

G. Ich glaube nicht, daß ich hierzu die nöthigen Kenntnisse besitze.

M. Ein Mann von Kopf kann sich dieselben leicht erwerben. Ueberdieß habe ich einen Freund in der Nähe meiner Pflanzung, an den ich Sie empfehlen, und der Ihnen gern jederzeit mit seinem Rathe dienen würde. Die Stelle ist sehr einträglich. Ich zahle Ihnen einen Jahrgehalt von 1500 Thalern; dabey haben Sie die Freyheit, selbst Handlung zu treiben, und können sich, auf diesem Wege, in kurzer Zeit ein ansehnliches Vermögen erwerben. Mein bisheriger Aufseher, der doch nicht der ordentlichste Wirth war, hinterläßt ein Vermögen von 30000 Thaler. Bey einer ordentlichen Lebensart würde es Ihnen leicht seyn, eine Tonne Goldes zu erwerben. Mein Vermögen, das nicht unbeträchtlich ist, erwarb ich auch in Westindien. Was sagen Sie dazu? sind Sie geneigt diese Stelle anzunehmen?

G. Dieß ist ein sehr wichtiger Schritt, den ich ohne reifliche Ueberlegung nicht thun darf. Erlauben Sie mir, daß ich darüber nachdenken darf: so will ich Ihnen morgen Antwort sagen.

Hierauf schilderte er mir den Aufenthalt in Westindien so reizend, und nennte mir so viele Mittel, durch welche man dort in kurzer Zeit Reichthum erwerben könnte, daß ich davon ganz bezaubert wurde.

Ich schied von ihm, mit dem Versprechen, daß ich ihm den folgenden Tag eine bestimmte Antwort geben wollte. Als ich nach Hause kam, war ich so unruhig, als ich lange nicht gewesen war. Was sollst du thun? dachte ich bey mir selbst. So viel Geld zu gewinnen — in kurzer Zeit — das ist keine Kleinigkeit. Damit kannst du eine Haushaltung anfangen, viele Menschen unterstützen, und aus ihren kummervollen Lagen heraus reissen. Auf der andern Seite ist alles ungewiß — die Gefahren zur See sind so groß und mannigfaltig, die

Luft

Luft und Lebensart in Westindien ist der Gesundheit der Europäer höchst nachtheilig.

So wankte ich hin und her, bald wollte ich reisen, bald im Vaterlande bleiben, und konnte immer zu keinem festen Entschlusse kommen. Was mußte ich nun wohl thun?

H. Du mußtest nachdenken.

G. Und was mußte ich durch Nachdenken zu erfahren suchen?

H. Was Gottes Wille sey.

G. Ganz recht. Aber sehet, lieben Kinder, wenn man nachdenken, und durch Nachdenken Gottes Willen erfahren will: so muß die Seele recht ruhig seyn; keine heftige Begierde darf sie beherrschen. Sonst ist die Vernunft nicht im Stande frey nachzudenken, und man ist in Gefahr dem Triebe der Begierde zu folgen. In diesem ruhigen Zustande befand sich meine Seele nun nicht. Die Begierde nach der Tonne Goldes war so stark, daß ich zu keiner ruhigen Ueberlegung kommen konnte.

Ich ging also unentschlossen zu Bette, empfahl meine Seele und ihr Wohl meinem unsichtbaren Vater, und hoffte, daß ich bey meinem Erwachen ruhiger seyn würde.

Wirklich war ich es. Ich dachte sogleich an Gott, der die menschlichen Schicksale lenkt und uns immer zu erkennen gibt, was wir thun und lassen sollen. Dein Wille, dachte ich, mein Gott, geschehe! Aber was ist, dachte ich weiter, nun Gottes Wille? Willst du den erfahren: so darfst du gar nicht auf den Gewinn sehen, den du erlangen kannst, auch nicht auf die Gefahren, denen du dich unterziehen mußt, sondern — auf das, was du zu thun schuldig bist.

Was bist du nun zu thun schuldig? Sobald ich mir diese Frage vorlegte, wurde es sogleich helle in meiner Seele. Herr Martin, dachte ich, mag ein guter ehrlicher Mann seyn, aber du bist ihm weiter keine Verbindlichkeit schuldig. Herr von Tschrink hingegen hat dich, als einen Verlassenen, in seinen Dienst genommen, hat dich versorgt, und dir Gelegenheit geschafft, viel

zu erlernen; er kaufte dich los, aus der Sklaverey, und du versprachst ihm, wieder in seine Dienste zu treten. Gingst du nun nach Westindien: so könntest du dich gegen ihn nicht dankbar beweisen. Der Entschluß ist gefaßt — Heinrich Gottschalk geht nicht nach Westindien, und wenn er da selbst eine Million erwerben könnte. Es gehe mir nun wie es wolle — ich werde mich darüber nicht grämen, denn ich weiß, daß ich Gottes Willen gethan habe.

Ich habe euch dieß alles so weitläuftig erzählet, um euch, lieben Kinder! zu zeigen, wie man es anfangen müsse, wenn man Gottes Willen erfahren will. Wenn ihr aufmerksam gewesen seyd, werdet ihr mich hoffentlich verstanden haben.

Mit leichtem Herzen trat ich nun ans Fenster, übersah das Gewühl von Menschen das sich auf der Straße herumtrieb, und wünschte: o möchtet ihr doch alle, alle, die ihr, mit mancherley Entschlüssen und Vorsätzen, da herum wandelt, euers Vaters Willen zu erfahren suchen, und ihn als gute

Kinder befolgen: so würdet ihr alle so ruhig werden, wie ich es bin.

Der Eintritt des Herrn von Tschrink in mein Zimmer hinderte mich, diese Betrachtung fortzusetzen.

Machen Sie Anstalt, lieber Gottschalk! sagte er, zur Abreise. Morgen muß sie vor sich gehen. So lange ich in dieser großen Stadt lebe, höret das Schmausen nicht auf. Dieß ist meiner Seele und meinem Leibe verderblich. Ich habe meinen Magen verderbt, mein ganzer Leib ist träge, und meine Seele so unmuthig, daß ich mit Ihnen zanken möchte, wenn ich es nicht für unrecht hielt. Also packen sie ein, daß wir morgen abreisen, und zu unserer einfachen Kost zurückkehren können.

Ich befolgte seinen Auftrag sogleich, ging aber doch erst noch zu Herrrn Martin, und theilte ihm meinen gefaßten Entschluß mit. Er erstaunte darüber, und sagte: junger Mann! bedenken Sie was Sie thun; stoßen Sie nicht ein Glück von sich, das Ihnen vielleicht nie wieder angebothen wird.

G. Ich kenne kein Glück, als dieses, Gottes Willen zu thun.

M. Darin mögen Sie wohl ganz Recht haben. Müssen Sie es denn aber nicht als Gottes Willen ansehen, daß Sie nach Westindien gehen sollen, da er Ihnen dort so schöne Aussichten zeigt?

G. Gottes Wille ist, daß ich auf dem Platze, auf dem er mich anstellte, meine Schuldigkeit thun soll, und meine Schuldigkeit ist, gegen meinen Wohlthäter, den Herrn von Tschrink, der mich aus der Sklaverey befreyete, dankbar zu seyn, und ihm mein Wort, das ich ihm gab, zu halten.

M. Ein Mann, wie Sie, ist mir noch nicht vorgekommen. Gehen Sie, bleiben Sie bey Ihrem Glauben, und halten sich versichert, daß Sie meine ganze Hochachtung haben.

Den ganzen übrigen Tag brachte ich mit dem Einpacken der Papiere, Kleidungsstücke und übrigen Sachen, meines Herrn zu, so daß wir mit dem Anbruche des folgenden Tages unsere Abreise antreten konnten.

auf dem Platze, auf den mich Gott gestellt hatte, zu thun hätte. Da sah ich gleich ein, ich müsse gegen den Herrn von Tschrink, meinen Wohlthäter, dankbar seyn, und meine Dankbarkeit dadurch beweisen, daß ich die Geschäfte, die er mir auftragen würde, recht gut und pünktlich ausrichtete.

Mit dem Vorsatze es zu thun, ging ich zu ihm und bath, daß er mir nun meine Geschäfte anweisen möchte.

Eben, sagte er, wollte ich Sie rufen lassen, um mich mit Ihnen über diese Sache zu besprechen. Lieber Gottschalk! ich habe mir vorgenommen, verschiedene Reisen zu thun, die es mir unmöglich machen, mich um meine Angelegenheiten selbst zu bekümmern. Ich übergebe Ihnen also alles. Sie übernehmen die Aufsicht über das sämmtliche Gesinde und alle Leute, die für mich arbeiten; halten sie dazu an, daß sie das Vieh gehörig abwarten, das Feld und die Gärten gut bearbeiten, alle Früchte zur rechten Zeit einernten; Sie nehmen meine Gelder in Verwahrung, treiben die Zinsen, die ich von

mei-

meinen Gütern und Capitalien einzunehmen habe, ein; verkaufen den Ueberfluß der eingeernteten Früchte, führen über alles genaue Rechnung, und legen mir dieselbe am Ende eines jeden Jahres ab.

G. Das ist viel, gnädiger Herr! Ich will gern alles thun, was sie mir befehlen, wenn nur meine Kräfte dazu hinreichen.

v. T. Sie werden gewiß dazu hinreichen. Sie müssen nur bedenken, daß die Kräfte, während der Arbeit, wachsen. Je ordentlicher und pünktlicher man seine Geschäfte besorgt, desto mehr lernt man dabey, desto mehr Einsichten und Geschicklichkeiten erwirbt man sich. Der Gehalt, den ich Ihnen geben kann, ist zwar nicht sehr groß; bey freyer Wohnung, Kost, Licht und Heitzung, gebe ich Ihnen noch jährlich 400 Thaler; wenn Sie aber ihre Geschäfte immer recht gut besorgen: so werden Sie sich selst einen Schatz erwerben, der Ihnen für keine Tonne Goldes feil ist; Sie werden immer verständiger, geschickter und tüch-

tiger werden, und einmahl viel in der Welt wirken können.

Ich verneigte mich, und versprach, mein Möglichstes zu thun, um ihm durch meinen Dienst meine Dankbarkeit zu beweisen.

Acht und zwanzigster Abschnitt.

Nachdem Herr von Tschrink mich mit allen seinen Gütern und seinen Einkommen hinlänglich bekannt gemacht hatte; ließ er alle sein Gesinde und Dienstleute herbeyrufen, und hielt sie an, mir durch einen Handschlag zu versprechen, daß sie mir, wie ihm selbst, gehorchen wollten. Dann nahm er von mir Abschied und trat eine Reise in die Schweiz an.

Mit nassen Augen sah ich ihm nach, und war sehr traurig. Ich ging auf mein Zimmer, wurde aber immer wehmüthiger, wann ich an die vielen Geschäfte dachte, die nun

nun durch mich sollten besorgt werden. Freylich hatte ich sie mehrentheils schon besorgt, da ich das erste Mahl bey Herrn von Tschrink war; damahls geschah aber alles unter seinen Augen, und wenn ich nicht wußte, was ich thun sollte, ließ ich mir von ihm Verhaltungsbefehle geben. Jetzt aber war es ganz anders; da hatte ich keinen Herrn von Tschrink bey mir, den ich um Rath hätte fragen können. Es waren ja wohl noch ein Gerichtshalter und ein Schreiber da, die mir in vielen Stücken hätten rathen können; diese hatten mir es aber schon ziemlich deutlich merken lassen, daß sie auf mich neidisch waren, weil sie die Stelle, die ich bekommen hatte, lieber selbst gehabt hätten; diese wünschten, daß ich meine Geschäfte schlecht ausrichten möchte, damit sie mich stürzen könnten.

So saß ich wohl eine Stunde lang, grämte mich und that nichts. Der Oberknecht trat in die Stube und fragte, was heute die Pferde thun sollten?

Ich sah ihn an, und sagte: laß sie die Arbeit thun, die du für die nöthigste hälst. Mit diesem Bescheide ging er fort.

Nun kam der Gerichtshalter, und fragte, ob er den Bauer Claus nicht solle citiren lassen, der über dem Holzdiebstahle wäre ergriffen worden?

Wir wollen es, gab ich zur Antwort, bis zum nächsten Gerichtstage Anstand haben lassen.

Er ging ab, und lächelte spöttisch.

Kaum war er abgetreten, so kam der Bote, der wöchentlich zwey Mahl nach der Stadt zu gehen pflegte, und fragte, ob die Briefe fertig wären, die ich ihm hätte mitgeben wollen?

Sie sind nicht fertig, sagte ich unwillig, fragt auf den Freytag wieder nach.

Ach, lieben Kinder! dieß war ein schrecklicher Vormittag für mich: nichts konnte ich thun, und was ich that, machte ich verkehrt.

Da nahm ich endlich meinen Stab, um das Freye zu suchen. Als ich über den Hof ging, fand ich, daß die Pferde noch alle

in

in den Ställen waren. Ich rief den Oberknecht, und fragte, warum er die Pferde nicht beschäftige?

Er lachte und sagte, Sie haben mir ja nichts aufgetragen.

Ich ging fort, und eilte um von dem Hofe zu kommen, damit ich nicht noch mehr Unordnung bemerkte, und nicht durch noch mehrere Fragen beunruhigt würde.

Auf dem Felde sah ich allenthalben Leute, die sich mit dem Ackerbau beschäftigten, und mir von allen Seiten freundlich zunickten; ich floh sie aber, damit sie nicht von mir Verhaltungsbefehle verlangen möchten, und ging mit starken Schritten, nach dem Walde zu.

Hier setzte ich mich in einem Thale nieder, wo alles stille war, und ich nichts hörete, als das Rieseln eines Bachs, der vor meinen Füßen dahin floß, und bisweilen das Schreyen eines Holzhehers.

Ich sah dem Bache zu, der klar wie ein Krystall sich über Kieselsteine hinwälzte, und dachte einige Minuten — nichts.

Her-

Hernach fielen mir wieder traurige Gedanken ein. Da sitzest du nun — dachte ich, verlaßner Gottschalk! und hast schlechterdings Niemanden, an den du dich halten, bey dem du guten Rath suchen könntest. Was will das werden? du wirst unterliegen, und durch schlechte Verwaltung deiner Geschäfte dir Schimpf und Schande zuziehen. Wie wäre es, wenn du sogleich ein Pferd satteln ließest, deinem Herrn nachrittest und ihn bäthst, dir deine Geschäfte wieder abzunehmen? Wirklich war ich schon halb und halb dazu entschlossen, als ich ein Geräusch hinter mir hörete.

Ich wandte mich um und erblickte eine arme Frau mit einem Bündel dürren Holze, die mühsam den Berg herunter kam. Ich wollte ihr ausweichen, denn ich war so mißmuthig, daß ich gar keinen Menschen sehen, noch sprechen mochte. Das Weib grüßete mich aber so freundlich, daß ich genöhtigt wurde freundlich zu danken.

Wo

Wo wollt ihr hin? fragte ich.

W. Immer nach Hause zu meinen Kindern. Ich habe etwas dürres Holz zusammen gelesen, daß ich ihnen bisweilen eine Suppe dabey kochen kann. Ich denke ich will eine Woche damit reichen.

G. Es ist euch wohl ziemlich sauer geworden?

W. Ja wohl! ja wohl! Sonst that es mein Mann, aber, da ihn der liebe Gott zu sich genommen hat: so muß ich es halt selbst thun. (Die Thränen flossen ihr dabey über die Backen).

G. Also ist euer Mann gestorben?

W. Ja wohl! Himmelfahrt wird es ein Jahr, daß sie ihn begruben. Ich dachte ich müßte in den Erdboden hineinkriechen, vor Jammer. Drey lebendige Kinder hinterließ er mir und kein Brot. Aber mein Schwager nahm sich meiner an, und sprach mir Trost zu. Der liebe Gott, sagte er, hat dir ja deine Kinder gegeben, und ihren Vater zu sich genommen. Da muß er doch wohl wissen, daß

du im Stande bist sie zu ernähren und zu erziehen. Höre nur auf dich zu grämen, denn es hilft dir zu nichts. Gehe hin an deine Arbeit, und überlege nur jeden Tag, was du als eine rechtschaffene Mutter zu thun hast: so wird gewiß alles gut gehen, und der liebe Gott wird dich nicht verlassen. Das habe ich nun gethan. Ich habe mich der traurigen Gedanken zu entschlagen gesucht, habe die Arbeit frisch angegriffen, und wenn mannichmahl Noth eintrat: habe ich den Kopf angestrengt und ein Bischen nachgedacht, da hat mir der liebe Gott immer Mittel und Wege gezeigt, wie ich mir helfen konnte. Sehen Sie, lieber Herr! so ist denn ein Monath nach dem andern hingegangen, und ich habe mein Haushältchen, auch ohne Mann, fortgeführt. Wenn der Mensch das Seinige thut, so segnet ihn auch der liebe Gott!

Nachdem ich mir ihren Nahmen und ihre Wohnung hatte sagen lassen, ermahnte ich sie, immer so zu handeln: so würde ihr

Gott gewiß auch beystehen, daß sie ihre Kinder ernähren und erziehen könnte.

Da sie fortging, sah ich ihr nach und dachte; so muß denn ein armes, ungebildetes, Weib dem Gottschalk, der sich so klug dünkt, sagen, was er zu thun hat! Ja! ja! sie hat wohl Recht! mit Traurigkeit und Grämen richtet man nichts aus. Wenn Gott dem Menschen schwere Arbeit auflegt, so muß er wohl auch wissen, daß er Kraft habe, sie zu verrichten, und wenn er sich bisweilen nicht zu helfen weiß: so muß er den Kopf anstrengen und nachdenken, da zeigt Gott immer Mittel und Wege, sich aus seiner Verlegenheit zu retten. Das hast du alles gewußt, Gottschalk! aber deine Traurigkeit, die machte dich zum Nachdenken ungeschickt; und warum trauerst du? wegen der Abreise des Herrn von Tschrink. Das ist Gottes Fügung, der wohl wissen muß, daß sie für dich gut ist. Es ist unrecht, wenn du dich darüber betrübest, daß Gott dich unter solche Umstände versetzet, wo du nachdenken und deine Kräfte brauchen mußt.

Fort

Fort mit der Traurigkeit! sagte ich, nahm meinen Stab, ging nach Hause und überlegte schon auf dem Wege, wie ich meine Geschäfte einrichten wollte.

Sobald ich auf mein Zimmer kam, schrieb ich mir alle die Geschäfte auf, die ich zu verrichten hatte, und bestimmte für jedes seine Stunde. Ich schrieb auch die Nahmen der Leute auf, die unter meiner Aufsicht standen, und dachte nach, womit ich sie den folgenden Tag beschäftigen wolle, und siehe da — es ging alles recht gut.

Sobald ich den andern Tag aufgestanden war, trat immer eines von meinen Leuten, nach dem andern, in die Stube, und fragte, was es heute arbeiten solle? Auch der Oberknecht trat herein und fragte etwas spöttisch, ob ich heute auch nichts für ihn zu thun hätte? Da ich aber den Tag zuvor nachgedacht hatte: so war ich auf alles vorbereitet, und konnte jedem seine Arbeit anweisen.

Nun kam es an meine eigenen Arbeiten. Da ich sie aber gut geordnet, und jeder eine be-

bestimmte Stunde angewiesen hatte: so ging es damit auch sehr gut, und ich konnte am Abende mich freuen, daß den Tag über meine Geschäfte wohl besorgt waren.

Neun und zwanzigster Abschnitt.

So gut es diesen Tag ging, so ging es alle Tage: weil ich alle Tage über meine Geschäfte gehörig nachdachte und sie freudig übernahm, und ich merkte ganz deutlich, daß durch die Uebung mir das Nachdenken und meine Geschäfte immer leichter wurden. Merkt es euch, lieben Kinder! Wenn euch ein Geschäft etwas schwer wird: so schiebt es nicht gleich zurück, und saget — das kann ich nicht. Denket nur recht darüber nach und scheuet keine Mühe, so wird es euch gewiß damit gelingen.

Da ich ein Paar Wochen so gearbeitet hatte, machte ich einen Spaziergang ins

Freye. Ach wie fühlte ich mich da so glücklich, als ich über den Gutshof und durch das Feld ging. Auf dem Hofe standen eine Menge gutgepflegte Rinder, die da ihr Futter verzehreten, die Hügel waren mit den Schafen meines Herrn bedeckt, und auf dem Felde, so weit ich sehen konnte, erblickte ich Leute, die nach meinen Vorschriften den Acker bearbeiteten, und aus meiner Hand ihren Lohn empfingen.

Wie hat dich, dachte ich, Gott erhöht! Aus einem Sclaven hat er dich zum Aufseher über so viele vernünftige und vernunftlose Wesen gemacht. Mein Herz wurde warm, und ich empfand ein sehnliches Verlangen, meinem Wohlthäter meine Dankbarkeit zu beweisen.

Zwar hatte ich ihm schon dadurch gedankt, daß ich meinen Leib und meine Seele nach seinem Willen zu gebrauchen, und ihre Kräfte zu üben und die Geschäfte des Herrn von Tschrink, meines Wohlthäters, zu besorgen suchte; mir schien es aber doch, als wenn dieß noch nicht hinläng-

länglich wäre, und daß ich meine Dankbarkeit, auch durch Fürsorge für andere Menschen beweisen müsse. Ich schlich gedankenvoll nach dem Platze, wo mich das arme Weib fand, und mir Trost zusprach, und da ich ein Buch zum Lesen zu mir gesteckt hatte: so hohlte ich es hervor und las darin.

Es enthielt eine Beschreibung von dem schrecklichen Schicksale der armen Negersclaven, die aus ihrem Vaterlande, von ihren Familien, weggeführt, auf den Schiffen unmenschlich behandelt, wie das Vieh verkauft, mit den härtesten Arbeiten belegt, und wegen kleiner Versehen gepeitschet, oder wohl gar getödtet würden. Der Verfasser ereiferte sich darüber und sagte: sind sie nicht auch Menschen? sind sie nicht Gottes Kinder? sind sie nicht unsre Brüder? wie können wir denn so undankbar gegen Gott, so grausam gegen unsere Brüder seyn, daß wir die Liebe, die wir ihnen schuldig sind, so ganz erkalten lassen?

Hier steckte ich mein Büchlein ein, und wurde wehmüthig. Da ich selbst Sclave gewesen war: so fühlte ich es nun lebhafter, wie diesen Elenden zu Muthe seyn müsse, die weit härter behandelt werden, als ich war behandelt worden. Und sie sind Gottes Kinder — meine Brüder — es ist also deine Schuldigkeit dich ihrer anzunehmen, und zu überlegen, ob du nicht zur Verbesserung ihres Schicksals etwas beytragen kannst. Dieß war freylich eine schwere Sache; aber wenn ich mir vorstellte, was für ein gutes Werk ich stiftete, wenn ich so viele tausend Menschen von ihrem Elende befreyte, und in den Stand setzte ihr eigenes Feld zu bauen, ihre eigene Haushaltung zu führen, ihre Kinder selbst zu erziehen: so wurde die Begierde, diesen Unglücklichen zu helfen, bey mir so lebhaft, daß ich alles Uebrige darüber vergaß.

Auf dem Rückwege begegnete mir das arme Weib, mit dem ich im Walde zusammen gekommen war, Schmidtin hieß sie;

sie

sie grüßete mich freundlich, und wollte mir wieder etwas von ihrer Haushaltung erzählen; weil ich aber zu sehr mit den Negersclaven beschäftigt war: so hatte ich keine Zeit sie anzuhören.

Auch meine Geschäfte, die ich für heute noch zu besorgen hatte, verrichtete ich nicht mit dem gehörigen Fleiße. Den nächsten Morgen empfand ich schon die Folgen davon. Da meine Dienstleute zu mir kamen, und meine Aufträge wissen wollten, war ich nicht gehörig vorbereitet, und sagte ihnen was mir zuerst einfiel. Einige Tage brachte ich höchst mißvergnügt zu. Das Nachdenken über die Verbesserung des Schicksals der Negersclaven griff mich so sehr an, und nahm mir so viele Zeit weg, daß mir meine gewöhnlichen Geschäfte äußerst lästig wurden, und ich sie entweder ganz liegen ließ, oder sehr nachlässig besorgte. Daraus entsprang nichts als Unordnung, und die Unordnung machte mich mißvergnügt.

Nach etlichen Tagen kam der Bote zurück, den ich nach der Stadt geschickt hatte,

und bath mich, ich möchte doch dem Schreiner seine Rechnung bezahlen; der arme Mann hätte 4 Kinder, und die Frau wäre ihm krank geworden. Zugleich brachte er mir einen Brief vom Glaser, in welchem er mich an die Bezahlung der Arbeit, die er gefertigt hatte, erinnerte.

Dieß gab mir einen Stich durchs Herz. Traurig sagte ich dem Boten, sobald er nach der Stadt ginge, wollte ich ihm das Geld mit geben. Damit ich es nicht wieder vergessen möchte, so zählte ich es für beyde Handwerksleute ab, und packte es ein.

Was soll aber das am Ende werden? sagte ich zu mir selbst. Du sorgst für die Negersclaven, und vergißt darüber für die Menschen zu sorgen, mit denen dich Gott verbunden hat. Sollte dieß Gottes Wille seyn? gewiß nicht. Hätte dich Gott nach Surinam geführt, und dich zum Aufseher über die Schwarzen gemacht, dann wäre es eine andere Sache gewesen, dann hättest du für sie Sorge tragen müssen; so aber, da er dich in Verbindung mit vielen deiner weissen

Brü-

Brůder gesetzt hat: so ist es deine Schuldigkeit für diese zu sorgen, und die Sorge für die Schwarzen andern zu überlassen, die Gott mit ihnen verbunden hat.

Ihr werdet euch wundern, lieben Kinder, wie es mir möglich war, daß ich auf eine solche Thorheit gerieth, da ich mir doch so ernstlich vorgenommen hatte, immer recht vernünftig zu handeln, und da mir doch meine Vernunft sagen mußte, daß ich erst für diejenigen sorgen müsse, die mir Gutes gethan hätten, oder die für mich arbeiteten, in meiner Nähe wohnten, und daß die Sorge für sie mir so viele Zeit wegnähme, daß es mir unmöglich sey, für Fremde, die ich nicht kannte, etwas zu thun. Ich habe euch dieß aber aus guten Absichten erzählt, um euch vor einem Fehler zu warnen, den selbst Menschen, die sonst vernünftig handeln, nur gar zu oft begehen. Sie beklagen das Schicksal solcher Personen, die weit von ihnen entfernt sind, entrüsten sich über diejenigen, die über sie gesetzt sind, und sagen auch wohl, wenn sie an ihrer Stelle wären:

ren: so sollte alles besser gehen. Unterdessen vergessen sie die Personen, die zunächst um sie sind, und die auf ihre Liebe und ihre Fürsorge den nächsten Anspruch haben, und thun wenig oder nichts für sie.

Merkt es wohl, lieben Kinder, was ich jetzt sagen will. Alle Menschen, weisse und schwarze, Christen und Muhammedaner, sind Gottes Kinder, sind unsere Brüder. Aus Liebe zum Vater müssen wir auch seine Kinder lieben, und geneigt seyn, aller Wohl zu besorgen. Da es aber schlechterdings nicht möglich ist, daß wir allen Gutes thun könnten: so müssen wir unsere Liebe denen beweisen, die uns die Nächsten sind, sonst können wir leicht auf die Thorheit gerathen, daß wir, aus Liebe zum Menschengeschlechte, die Liebe gegen die Menschen vernachlässigen. Wer sind denn deine Nächsten, Julie?

J. Meine Aeltern, du lieber Großvater, die jungen Herren hier —

G. Sonst Niemand?

J. Das Gesinde.

G. Allerdings. Sonst gar Niemand?

J. Herrn Tillmann nicht zu vergessen. Ist die arme Kunigunde auch meine Nächste?

G. Ey das versteht sich. Sie hat ja zu dir ihre Zuflucht genommen. Ueberhaupt ist jeder Mensch dein Nächster, der dir nahe ist, und dem du im Stande bist nützlich zu werden.

Mit dieser Bemerkung schloß Herr Gottschalk dießmahl seinen Unterricht.

Dreyßigster Abschnitt.

Den folgenden Tag setzte er ihn fort. Ich hatte also, sagte er, das Schicksal meiner schwarzen Brüder ihrem und meinem Vater empfohlen, und dachte desto ernstlicher nach, was ich für die Weissen, mit welchen mich Gott in engere Verbindung gesetzt hatte, zu thun hätte. Da fielen mir nun so viele Leute ein, die auf meine Liebe ein vorzüg-

züglches Recht hatten und so vieles, was ich für sie zu thun hätte, daß es mir schien, als wenn meine Kräfte dazu kaum hinreichen würden. Ich wollte gern allen auf einmahl nützlich werden, aber ich merkte bald, daß dieß sogleich nicht ging. Deßwegen nahm ich einen nach dem andern vor, und überlegte, was ich für ihn thun könnte.

Da fiel mir nun gleich die arme Schmidtin ein, die meine Nächste war, da sie in meines Herrn Dorfe wohnte, und sie mich mit ihrer kummervollen Lage bekannt gemacht hatte. Dieser, dachte ich, willst du zuerst helfen. Aber wie? dieß war eine andere Frage. Im ersten Augenblicke fiel mir ein, ich wollte ihr, von meinem Gehalte, jährlich 60 — 80 Rthlr. zukommen lassen — bald dachte ich aber, wenn ich an diese so viel wendete: so bliebe mir wenig oder nichts übrig, um andern beyzustehen. Indem ich hierüber nachdachte, trat der alte Kutscher, den mein

mein Herr, seines Alters wegen, zu Hause gelassen hatte, in das Zimmer.

Kennt er, fragte ich ihn, die arme Schmidtin?

K. Ich werde sie ja kennen, ihr Mann hat immer bey uns auf dem Hofe gearbeitet.

G. Was ist es für eine Frau?

K. Jetzt ist sie eine ganz ordentliche Frau. Sonst war sie es freylich nicht. So lange der Mann lebte, war sie etwas leichtsinnig, hatte nicht viel Lust zur Arbeit, und, wenn der Mann seinen Wochenlohn nach Hause brachte, so verzehrte sie ihn mehrentheils in der ersten Hälfte der Woche, und in der andern hungerte sie mit den Kindern. Aber seitdem sie den Versorger verloren hat, nimmt sie sich zusammen, greift die Arbeit frisch an, und macht mit dem, was sie verdient, eine ordentliche Eintheilung.

G. Die Frau verdient doch also, daß man sie unterstützt?

K. Das verdient sie allerdings. Aber lieber Herr Gottschalk! nur nicht mit Geschenken, sonst — denken Sie an mich! verläßt sie sich darauf, und wird wieder faul und unordentlich. Die beste Unterstützung, die Sie ihr geben können, ist Arbeit.

G. Was für Arbeit?

K. Für Leute, die Lust zur Arbeit haben, gibt es immer etwas zu thun. Da haben Sie ja den großen Küchengarten, da ist immer etwas zu pflanzen, zu jäten, zu begießen. Das sind lauter Arbeiten, die die Frau verrichten kann. Die Kinder können ihr darin beystehen. Wollen Sie noch mehr für sie thun: so geben sie ihr ein Paar Groschen mehr als gewöhnlich. Aber — um des Himmels willen schenken Sie ihr nichts; nicht einen Pfennig, ich sage es Ihnen. Denn wenn sie nur die geringste Hoffnung zu Geschenken hat: so hängt sie die Arbeit an den Nagel, und legt sich auf das Betteln.

G. Ich danke Ihm, lieber Alter! für

Sei=

Seinen Rath, ich finde ihn sehr gut, und will ihn gewiß befolgen.

Er, lächelte und sagte: das ist mir lieb. Ein einfältiger Mann hat ja auch bisweilen einen klugen Einfall, zumahl wenn er schon ein Weilchen in der Welt gelebt hat.

Da er schon halb zur Thür hinaus war, kam er wieder zurück und sagte: noch Eins Herr Gottschalk! Sie werden doch die Frau unter Aufsicht geben? Der Gärtner muß bevollmächtigt werden, darauf zu sehen, daß sie zur gehörigen Zeit zur Arbeit kömmt, nicht zu früh Feyerabend macht, und, während der Arbeitsstunden, die Hände nicht in den Schooß legt. Thun Sie dieß nicht: so stiften sie wieder nichts Gutes. Sie wird den Sonnabend zwar pünktlich kommen um das Geld zu hohlen, aber die Woche über wird es mit der Pünktlichkeit und dem Fleiße nicht viel zu sagen haben; sie wird sich wieder auf die faule Seite legen.

Auch dieß versprach ich zu befolgen, ging sogleich zum Gärtner, theilte ihm meinen Entschluß mit, und dieser versprach auch,

über

über die Schmidtin die Aufsicht zu übernehmen.

Aber das sage ich Ihnen, lieber Herr Gottschalk! setzte er hinzu die Arbeiten muß die Frau frisch angreifen, und wenn sie ihre Kinder mit bringt, so müssen diese auch arbeiten, sonst scheide ich von der Sache. Ich lasse mir's vom Morgen bis zum Abend sauer werden, und verlange, daß andere Leute, die neben mir sind, es auch thun. Faullenzer kann ich nicht neben mir leiden, gegen diese habe ich einen natürlichen Abscheu.

Da sind wir einerley Meynung, sagte ich, ging fort und ließ die Schmidtin zu mir rufen.

Nachdem ich mich nach ihren Umständen genau erkundigt und sie wieder sehr geklagt hatte, daß es ihr so kümmerlich gehe, fragte ich sie, wie viel sie täglich verdiene?

Vier Groschen, antwortete sie, lieber Herr!

Dieß ist freylich wenig, fuhr ich fort. Ich will euch künftig täglich Arbeit in unserm Küchengarten geben, und für jeden

Tag fünf Groschen Lohn bezahlen. Wenn eure Kinder an der Arbeit Theil nehmen, so sollen auch sie ein Paar Groschen bekommen.

Sie dankte mir dafür mit Thränen.

Aber, setzte ich hinzu, fleißig müßt ihr seyn, der Gärtner wird über eure Arbeit Aufsicht führen. Seyd ihr unfleißig: so ziehe ich von euerm Lohne wieder etwas ab, und, wenn dieses nichts hilft, so verliert ihr die Arbeit ganz.

Sie versicherte mich, daß ich über sie gewiß keine Klage zu führen haben würde.

So hatte ich also das Vergnügen, durch diese Einrichtung, die dürftige Familie aus ihren Sorgen gerissen zu haben.

Merkt euch dieß, lieben Kinder! viele Menschen kennen kein anderes Mittel ihren dürftigen Nebenmenschen zu unterstützen, als — Geschenke. Dieß ist nicht immer gut. Die Dürftigen werden dadurch sehr oft verleitet, daß sie, statt der Arbeit, Geschenke suchen, und sich an das Betteln gewöhnen. Daher kömmt es, daß in Städten,

wo

wo reichliche Almosen gegeben werden, sich die Zahl der Armen und Bettler immer vergrößert. Die beste Hülfe, die man den Armen geben kann, ist Arbeit. Dadurch werden sie in den Stand gesetzt, sich selbst zu nähren, und werden vor dem schimpflichen Bettelstabe bewahrt. Wenn man aber seinem Nebenmenschen Arbeit verschaffen will, so muß man freylich den Kopf ein wenig anstrengen und nachdenken. Dieß ist etwas mühsam. Um diese Mühe sich zu ersparen, geben Leute, die immer Geld im Beutel haben, lieber einige Groschen oder Gulden hin. Dieß taugt aber, wie gesagt, nichts, lieben Kinder. Menschenliebe muß jeder, der ein Mensch ist, er sey reich oder arm, ausüben. Was sollte nun der Arme thun, der selbst nichts übrig hat, wenn man seine Menschenliebe durch nichts anders, als Geschenke, beweisen könnte? Zur Arbeit kann auch der Unbegüterte seinen Nebenmenschen verhelfen. Ist er nicht im Stande, sie ihm selbst zu geben, so kann er ihn doch andern empfehlen. Ihr habt ja das Exempel an mei-

meinem alten Kutscher, der, durch seine Empfehlung, eine ganze Familie in Nahrung setzte.

Dürfen wir denn aber, fragte Julie, gar keinem Armen etwas schenken?

G. Dieß habe ich nicht gesagt. In der nächsten Stunde will ich über diesen Punkt ausführlicher sprechen.

Ein und dreyßigster Abschnitt.

Julie wollte gern wissen, ob man den Armen gar nichts schenken dürfe? so fuhr Herr Gottschalk in der nächsten Lehrstunde fort. Allerdings muß man dieß bisweilen thun, wenn ihnen z. E. ein Unglück zustößt, und vorzüglich in dem Falle, wenn sie nicht im Stande sind zu arbeiten. Der Leute, die zur Arbeit unfähig sind, gibt es viele, z. E. Kranke, Gebrechliche, Kinder, oder Alte, die zur Arbeit keine Kräfte mehr haben.

So ging ich nach einiger Zeit in den Küchengarten, um zu sehen, wie die Schmidin ihre Geschäfte verrichte; sie war aber nicht zugegen. Da ich mich bey dem Gärtner nach ihr erkundigte, sagte er, sie sey schon den Tag vorher nicht gekommen, und hätte ihm vor einer Stunde wissen lassen, daß sie krank wäre.

Die arme Frau! sagte ich, und ging weiter, nach einem Beete voll Blumenkohl, der eine ungewöhnliche Größe hatte. Ich freuete mich darüber, und trug dem Gärtner auf, mir einige Stauden davon zu schicken, damit ich sie zu Mittage genießen könnte.

Er schnitt sie sogleich ab und sagte: den Blumenkohl haben wir doch der Schmidin zu danken. — Sie hat das Land dazu gegraben, gedüngt und bepflanzt, und ihre Kinder haben es begossen und vom Unkraute gereinigt.

Die arme Frau! sagte ich noch Ein Mahl, sorgt denn auch Jemand für sie?

Wer sollte denn sorgen? gab der Gärtner zur Antwort; sie hat lauter arme Anver-

verwandte, die mit ihrer eigenen Erhaltung so viel zu thun haben, daß sie sich wenig um andere bekümmern können.

So mußt du, dachte ich, dich um sie bekümmern, denn sie ist in deinen Diensten, und Gott hat sie an dich gewiesen. Statt also nach Hause zu gehen und zu verordnen, wie der Blumenkohl solle bereitet werden, ging ich nach dem Hause der Schmidin.

Es ist gut, lieben Kinder! wenn man bisweilen die Hütten der Armen und Nothleidenden besucht, damit man selbst sehe, wie traurig oft ihre Lage ist, und wie man ihnen am besten helfen könne.

Freylich hat man da manchen Anblick, der unangenehm und ekelhaft ist, aber man kann dann auch besser Hülfe leisten, als wenn man sich auf die Nachrichten verläßt, die uns Andere davon geben.

Bey dem Eintritte in das Stübchen, in welchem die Elende lag, kam mir ein höchst unangenehmer Geruch entgegen, der mich beynahe bewogen hätte, wieder umzukehren. Wäre dieß wohl Recht gewesen, wenn

 ich,

ich, um mir eine unangenehme Empfindung zu ersparen, meinen armen Nebenmenschen in seiner Noth verlassen hätte? Ich überwand also meinen Widerwillen, trat hinein und fand da mehr, als ich zu finden vermuthet hatte, nicht nur die Schmidin, die auf einem sehr elenden Lager lag; sondern auch ihre Kinder, die hinter Spinnrädern saßen, um mit Spinnen einige Pfennige zu erwerben, und überdieß einen alten eisgrauen Mann, der keinen Zahn mehr im Munde hatte, und dessen Gerippe nur mit Haut und Adern überzogen war.

Wie geht's, Schmidin? fragte ich sie. Schlecht! war ihre Antwort. Wenn sie es auch nicht gesagt hätte, so konnte ich es ihr ansehen, daß sie sich schlecht befinden müsse. Sie lag in einer großen Hitze, das Gesicht war aufgedunsen, die Lippen schwarz, sie athmete sehr geschwind und ängstlich.

Was braucht ihr für einen Arzt?

Der Herr ist unser Arzt, sagte der Alte, wir sind zu arm, als daß wir den Arzt bezahlen könnten.

G. Und wer seyd ihr?

A. Ich bin der alte Bernold, der Vater der Schmidin.

G. Wie alt seyd ihr?

A. Fünf und achtzig Jahr.

G. Da wird euch die Arbeit auch sauer werden.

A. Ach lieber Herr! ich kann eigentlich gar nicht mehr arbeiten. Es ist kein Mark mehr in den Knochen; schwere Arbeiten kann ich gar nicht mehr thun — ein bischen Spinnen, das ist alles was ich noch verrichten kann. Aber auch damit will es nicht recht mehr gehen. Die Glieder zittern mir zu sehr, und an der rechten Hand fehlen mir zwey Finger, die mir im siebenjährigen Kriege ein Croat abgehauen hat.

G. Wo schlafen denn diese Kinder?

A. Wo sollten sie schlafen? bey der Mutter; sie hat nur ein Bette im Hause.

G. Aber doch wohl noch eine Kammer?

A. Hier neben der Stube ist noch ein Kämmerchen.

Ich sah hinein und fand, daß da das Behältniß von allen den Sachen war, die diese arme Frau hatte.

Nachdem ich ein Paar Minuten überlegt hatte, was hier zu thun wäre, wendete ich mich zu dem alten Bernold und sagte: Lieber Mann! hier diese Kranke ist eure Tochter und diese Kinder sind eure Enkel; diese hat Gott an euch gewiesen, daß ihr ihnen beystehen sollt. Bleibt bey eurer Tochter, wartet und pfleget sie, und sehet auf die Kinder, daß sie fleißig sind, und sich reinlich halten. Thut ihr eure Schuldigkeit: so wird Gott für das Uebrige sorgen, darauf könnt ihr euch verlassen. Nach ein Paar Stunden soll eure Noth ziemlich gemindert seyn.

A. Gott vergelte es Ihnen, lieber Herr! Wenn meine Tochter nur ein einziges Gläschen Wein zur Labung haben sollte!

G. Was ihr gut ist, soll alles besorgt werden. Lebt wohl! seyd geduldig, und vertrauet Gott!

Hier war also der Fall, wo die Armen mit Geschenken mußten unterstützt werden: weil sie nicht vermögend waren, durch Arbeit sich etwas zu erwerben. Aber was sollte ich schenken? das mußte ich erst überlegen.

Glaubt mir lieben Kinder! es ist nicht genug, daß man die Verlaßnen, die nicht arbeiten können, beschenkt; sondern man muß überlegen, was man ihnen schenken will. Geschenke, die ohne Ueberlegung gegeben werden, schaden oft mehr als sie nützen.

Hätte ich z. E. diesen armen Leuten bloß eine Schüssel voll Essen geschickt: so würden es sich der Alte und die Kinder zwar haben gut schmecken lassen; aber die Kranke würde davon nichts haben genießen können, und wenn sie es gethan hätte, so würde es ihr geschadet haben. Hätte ich ihnen wollen einige Ducaten geben: so würden diese ein-

fäl-

fältigen Leute nicht gewußt haben, wozu sie dieselben hätten anwenden sollen. Der Alte z. E. würde sogleich Wein für seine Tochter gekauft haben, und damit hätte er sie können ums Leben bringen.

Ich überlegte also, was ich diesen Leuten schenken wollte, und da ich dieß gethan hatte, schritt ich sogleich zur Sache.

Zuerst ließ ich einen Arzt rufen, empfahl ihm die Kranke, bath ihn, sie täglich zu besuchen, mit den nöthigen Arzneyen zu versorgen, und die Nahrungsmittel und Erquickungen zu bestimmen, die ihr sollten gereicht werden, versprach ihm auch, daß alles richtig solle bezahlt werden. Dann ließ ich meinen alten Kutscher kommen, schilderte ihm die Noth dieser alten Leute, und bath ihn, mir beyzustehen, um sie zu retten.

Er versprach sein Möglichstes zu thun, und fing sogleich an meine Aufträge zu besorgen. Er ging selbst in die Hütte der Elenden, räumte die Kammer auf, und besorgte in derselben ein Lager für die Kinder,

damit sie nicht angesteckt würden, wann sie bey ihrer Mutter lägen. Ferner ließ er das Bett des alten Bernold herbeyhohlen, damit er des Nachts darin ruhen könne. Hierauf schickte ich für den Alten und die Kinder einen Topf voll Gemüse und ließ ihm sagen, er solle den ältesten Knaben täglich in meine Küche schicken, und daselbst für sich und seine Enkel die Mittagsmahlzeit abhohlen lassen. Der Kranken ließ ich ein Paar Citronen und das Uebrige zukommen, was ihr der Arzt verordnet hatte.

Da ich des Abends auf mein Lager kam, machte es mir viel Freude, daß ich den Tag über so viel Gutes gethan und die Leiden von vier Personen, durch meine Fürsorge, gemindert hatte. So wohl würde ich mich nicht befunden haben, wenn ich mich um die Negersclaven und nicht um diese, mit mir so nahe verbundenen, Leute, bekümmert hätte. Weder diesen noch jenen würde ich etwas genützt haben.

Auch die folgenden Tage setzte ich meine Sorge für diese arme Familie fort.

Aber, lieben Kinder! nicht immer gelingt uns das Gute ganz, das wir thun wollen. Das darf uns aber davon nicht abhalten. Wir müssen immer thun, was wir für unsere Schuldigkeit, für Gottes Willen halten, und ihm überlassen, ob er es uns damit wolle gelingen lassen oder nicht.

Ich freuete mich voraus darauf, daß die kranke Schmidin, durch meine Fürsorge wieder genesen, an ihre Arbeit gehen und die Sorge für ihre Kinder übernehmen sollte.

Der Arzt mußte daher täglich zu mir kommen und mir von ihrem Befinden Nachricht geben. Anfänglich lauteten diese Nachrichten ganz angenehm, hernach waren sie aber nicht mehr so gut, und am neunten Tage kam er sehr traurig und sagte: Ich kann Ihnen heute nicht viel Angenehmes erzählen, unsere Kranke ist heute, in meiner Gegenwart, verschieden.

Dieß betrübte mich freylich sehr; ich beruhigte mich aber damit, daß ich doch gegen sie meine Schuldigkeit gethan hatte.

Wür-

Würde ich mir nicht die bittersten Vorwürfe haben machen müssen, wenn ich sie ohne Wartung und Pflege hätte sterben lassen? würde ich nicht haben glauben müssen, daß ich, durch meine Sorglosigkeit, die Ursache ihres Todes gewesen wäre?

Die Verstorbene, fuhr der Arzt fort, hat mir aufgetragen, Ihnen noch recht herzlich zu danken, für die Barmherzigkeit, die Sie ihr erzeigt hätten, und daß sie Ihnen, weil Sie ein so guter Herr wären, ihre ganze Verlassenschaft vermache.

St. Oh! ich dachte sie wäre so arm gewesen.

G. Freylich war sie es; sie hatte aber doch einige Kostbarkeiten, die sie mir vermachte, diese waren — ihr alter Vater und ihre Kinder.

(Stephan schüttelte den Kopf.)

G. Ja lieber Stephan! wenn eine reiche Frau mich zum Erben ihres Vermögens eingesetzt hätte: so würdest du es für ein großes Glück halten. In den ersten Augenblicken dachte ich auch, so wie du: lieber

wäre

wäre es dir, wenn du einige tausend Thaler ererbet hättest. Da ich aber die Sache recht überlegte: so freuete ich mich doch innig über diese Erbschaft. Wenn du viel Geld geerbet hättest, dachte ich, was wolltest du damit thun? dich besser kleiden? eine bessere Tafel führen? das wäre doch fürwahr nicht gut; nur dann würde geerbtes Geld dir nützlich seyn, wenn du es anwendetest, um damit Gutes zu stiften. Und wird dir nicht durch diese Erbschaft hierzu die beste Gelegenheit gegeben? Wenn du für den Alten, und für die verlaßnen Kinder, redlich sorgest, wirst du damit nicht sehr viel Gutes stiften?

Ich nahm also die Erbschaft, die mir Gott bescheret hatte, mit Dank an, und machte gleich den folgenden Tag Anstalt, sie in Besitz zu nehmen.

Zwey und dreyßigster Abschnitt.

Die Besitznahme geschah folgendermaßen: Zuerst ging ich in das Trauerhaus, wo ich mit einem so wehmüthigen Jammergeschrey empfangen wurde, daß ich mich selbst kaum der Thränen enthalten konnte. Ich faßte mich aber, und sagte: Beruhiget euch lieben Leute! der Trauerfall, der euch betroffen hat, ist nach Gottes Willen erfolgt. Er meynt es mit den Menschen immer gut; und hat gewiß auch hierbey, in Ansehung eurer, gute Absichten. Thut nur immer Recht, so wird er euch gewiß nicht verlassen. Da die Verstorbene euch mir anvertrauet hat: so werde ich gewiß für euch redlich sorgen.

Der Alte dankte mir herzlich und ich sorgte sogleich dafür, daß ihm und seinen Enkeln für diesen Tag die nöthigen Nahrungsmittel gereicht wurden.

Dieß

Dieß hätte ich täglich thun können, der Alte würde dabey sich wohl befunden haben, und die Kinder würden genährt und groß geworden seyn.

Aber — lieben Kinder! das vorzüglichste am Menschen ist, wie ihr wohl wißt, die Seele. Will man also an seinem Nebenmenschen Menschenliebe ausüben, so muß man vorzüglich für seine Seele sorgen, daß sie verständig und gut werde; sonst sorgt man nur halb für ihn und stiftet in vielen Fällen mehr Schaden als Nutzen. Dieß würde bey den Schmidischen Kindern geschehen seyn, wenn ich für sie nichts gethan, als sie gefüttert hätte; sie würden dabey unwissend und ungeschickt geblieben, und faul geworden seyn. So würde ich durch meine Wohlthätigkeit ein Paar Leute erzogen haben, die in der Zukunft der Gemeine zur Last gefallen wären.

Da nun der alte Kutscher bisweilen gute Einfälle hatte: so ließ ich ihn zu mir

rufen,

rufen, um mit ihm zu überlegen, was ich mit den Kindern thun sollte.

Alter! sagte ich, hat er gehört, was für eine Erbschaft ich gethan habe?

K. Ich werde ja. Wenn eine reiche Wittwe Sie zum Erben eingesetzt hätte: so würde Ihnen die Erbschaft vielleicht mehr Freude gemacht haben; ich denke aber, wenn Sie den armen Leuten, die Ihnen der liebe Gott zugeführt hat, Gutes thun, und Gott seinen Segen dazu gibt: so wird es Ihnen in der Folge mehr Freude machen, als geerbtes Gut. Von meinem seligen Vater erbte ich zwanzig Gülden, das ist meine einzige Erbschaft, die ich Zeit meines Lebens gethan habe. Wenn ich aber durch die Flur gehe, und sehe da so manchen Menschen, dem ich nützlich gewesen bin: so freue ich mich alle Mahl von Grund meines Herzens; und manchmahl schleicht einer mit traurigem Gesichte neben mir hin, der viel geerbt hat.

G. Ich bin auch seiner Meynung. Aber was fange ich nur mit den Kindern an, die ich geerbt habe?

K. Vor allen Dingen sorgen Sie dafür, Herr Gottschalk, daß sie unter gute Zucht kommen, daß sie zur Ordnung, zum Gehorsam und zum Fleiße angehalten, und mit Gott bekannt gemacht werden.

G. Das will ich gerne thun; wenn ich aber nur Jemanden wüßte, dem ich sie anvertrauen könnte.

K. Ich habe schon drüber nachgedacht, und da ist mir der Michael Weinstock und seine Frau beygefallen; das sind feine, stille, arbeitsame Leute, die kein Kind haben.

G. Was werde ich ihnen aber zahlen müssen?

K. Sie werden sich mit einem Wenigen genügen lassen. Und wissen Sie denn schon, daß ein Capital von dem Großvater unsers Herrn von Tschrink da ist, von dessen Zinsen arme Kinder in der Gemeine erzogen werden sollen?

G.

G. Daran habe ich wirklich nicht gegedacht. Gut! daß er mich daran erinnert. Jetzt gehe er gleich zu Michael Weinstock und seiner Frau, und trage er ihnen die Kinder an. Sind sie geneigt dieselben anzunehmen: so bringe er sie zu mir.

Gegen Abend kamen sie. Ich wurde mit ihnen bald wegen des Kostgelds einig, das ich ihnen geben sollte. Dieß Geld, sagte ich, soll euch alle Monathe richtig ausgezahlt werden; aber, lieben Leute! thut auch eure Schuldigkeit gegen die Kinder. Sehet, Gott hat ihnen den Vater und die Mutter genommen, und übergibt sie nun euch! dieß ist eben so viel, als wenn der liebe Gott zu euch sagte: hier Michael Weinstock, hier Weinstockin! übergebe ich euch diese verlassene Kinder, daß ihr Vater- und Mutterstelle bey ihnen vertreten sollet; ihr müßt sie nun wie eure eigene Kinder behandeln. Dieß vergeßt ja nicht, daß sie euch von Gott anvertrauet sind. Sorget also dafür, daß sie täglich gesättigt, gekleidet und reinlich gehalten werden, wartet und

pfleget sie in Krankheiten, vergeßt aber nicht, daß die Seele der Kinder die Hauptsache ist, und haltet sie deßwegen an, daß sie fleißig die Schule besuchen, immer die Wahrheit reden, niemanden beleidigen, niemanden betrügen, fleißig arbeiten, damit, wann sie einmahl groß werden, sie im Stande sind, sich redlich zu nähren, und ihren Nebenmenschen nützlich zu werden.

Die guten Leute weinten, versprachen für die Kinder, wie für ihre eigenen, Sorge zu tragen, und gaben mir die Hände drauf.

Nun ging ich mit ihnen zu den Kindern. Kinder! sagte ich, ihr habt nun keinen Vater und keine Mutter mehr. Aber Gott schickt euch diese guten Leute zu, die wie Vater und Mutter für euch sorgen wollen. Nun ist es aber eure Schuldigkeit, daß ihr ihnen gehorchet, und alles thut, was sie euch befehlen. Da sie viele Mühe mit euch haben werden: so müßt ihr auch dafür dankbar seyn, und euch immer so betragen, wie ihr wißt, daß sie es gern haben. Die Kinder mußten ihren neuen Pflegeältern mit

ei-

einem Handschlage versprechen, daß sie es thun wollten. Diese nahmen die wenigen Kleidungsstücke der Kinder zu sich und führten sie mit sich fort.

Der alte Bernold weinte, und sahe mich wehmüthig an. Ich verstand, was er sagen wollte, und kam seiner Bitte zuvor. Für euch, guter Alter! sagte ich, ist auch gesorgt. Ihr kommt täglich zu Mittage auf das Gutshaus, da werdet ihr in der Gesindestube immer eine gute Mittagsmahlzeit finden, die euch sättigen wird. Verrichtet ferner noch die wenige Arbeit, die ihr thun könnet: so werdet ihr von euerm Verdienste das wenige, das ihr noch nöthig habt, euch leicht verschaffen können.

Er fing an mir zu danken — ich ließ ihn aber nicht zum Worte kommen, sondern sagte: nicht mir sondern Gott danket, der mir den Auftrag gab, für euch zu sorgen.

Ich ging fort, und dankte Gott auch in meinem Herzen, daß er mir Gelegenheit gegeben hatte, so viel Gutes zu stiften.

Da ich nach Hause kam, ließ ich meinen alten Kutscher rufen, um mit ihm die Freude zu theilen, die mir Gott bescheert hatte.

Drey und dreyßigster Abschnitt.

Nachdem wir einige Zeit mit einander geplaudert, und einander versichert hatten, daß es für den Menschen eine der größten Freuden sey, wenn er seinen Nebenmenschen Gutes thun könne, fragte ich, ob es im Dorfe etwa noch mehrere Nothleidende gäbe? Nothleidende, antwortete er, die Hülle und die Fülle, Sie müßten aber einen großen Beutel haben, wenn Sie diesen allen helfen wollten.

G. Wenn sie aber wirklich in Noth sind: so ist es doch meine Schuldigkeit ihnen zu helfen. Was für Noth drückt sie denn?

K. Armuth und Krankheit. Da gibt es so viele Häuser, wo die Krankheit gar nicht aufhöret; wenn eins aufgestanden ist, so legt sich das andere. Viele Nachbaren haben die Sonne mehr im Hause, als das liebe Brot. Den Leuten ist aber nicht zu helfen. Der gnädige Herr hat schon so viel für die Gemeine gethan, es ist aber weder weisser noch schwärzer geworden. Die Leute sind selbst an ihrer Noth Ursache.

G. Wie so?

K. Davon ließe sich viel reden. Die wenigsten wissen wie sie sich gesund erhalten sollen. Sie sind höchst unreinlich. Es ekelt einem nur, wenn man in die Stube kommt oder ihre Kleider, Gesichte und Hände, ansieht. Dabey tragen sie große Pelzmützen, wodurch der Kopf immer im Schweiße erhalten, und die Unreinlichkeit vermehret wird. Wie kann der Mensch, der immer im Schmutze bis über die Ohren steckt, gesund bleiben? Wenn sie sich nun nicht wohl befinden: so brauchen sie lauter verkehrte Mittel, wodurch sie Uebel ärger machen.

Die

Die Balsamträger, die Jahr aus Jahr ein herum ziehen, das sind ihre Aerzte. Von diesen kaufen sie, und nehmen es ein. Das sind noch die Vernünftigsten, die das thun. Es gibt aber auch noch Familien hier, die glauben, wann sie Schmerz im Bauche oder in Gliedern fühlen, sie wären behext, und machen so albernes Zeug, daß man sich schämen muß davon zu reden.

G. Woher kömmt denn aber die große Armuth?

K. Davon kommt sie: weil die Leute keine Haushaltung zu führen, und keinen Ackerbau zu treiben verstehen. Wenn sie ein Paar Thaler einnehmen, statt daß sie davon etwas in die Haushaltung oder auf die Verbesserung des Ackers wenden sollten: so verzehren sie es sogleich. Wenn nun ein Stück Vieh oder ein Ackergeräth soll gekauft werden, so haben sie keinen Heller in den Händen, und müssen borgen, das geborgte Geld müssen sie verzinsen, Holz können sie nicht kaufen, deßwegen heitzen sie mit Stroh ein, und kochen auch bey Stroh. Das

fehlt

fehlt hernach bey der Düngung; für das Vieh haben sie kein Futter, und können also nur wenig halten; und wenn sie ein Pferd brauchen: so kaufen sie gemeiniglich ein altes Thier, für ein Paar Ducaten, das kein Mark in den Knochen hat, und also nicht im Stande ist das Land ordentlich zu bearbeiten. Wie kann es da anders kommen, als daß sie immer mehr verarmen?

G. So muß man diese Leute belehren.

K. Mit der Belehrung ist es gar eine feine Sache. Wenn sie aber etwas helfen soll, so müssen die Leute auch darnach thun. Das geschieht aber bey unsern Leuten nicht. Der Herr von Tschrink und unser Herr Pfarrer haben schon genug belehrt; da hat man aber so viele Einwendungen dagegen gemacht, daß die guten Herren am Ende des Belehrens satt wurden. Versuchen Sie es nur einmahl und belehren Sie einen —

G. Das werde ich versuchen.

K. Ich wünsche Glück dazu.

Mit diesen Worten verließ er mich. Seine Erzählungen hatten mich traurig gemacht.

macht. Ich trat an das Fenster, aus welchem ich auf das Feld sehen konnte, wo eben der Mond aufging.

Das Aufgehen des Mondes ist so angenehm, daß es nicht leicht ein Mensch sehen wird, ohne darüber Freude zu empfinden. Selbst Kinder, wann sie den Aufgang des Mondes erblicken, rufen einander zu: sehet hier den schönen Mond!

Auch ich empfand bey dem Aufgange desselben Vergnügen, und, da ich gewohnt war bey jeder Naturbegebenheit an Gott zu denken: so wurden auch jetzt meine Gedanken auf ihn geleitet.

Wie er so gütig ist, dachte ich bey mir selbst, allen Erdbewohnern, auf welche jetzt der Schein des Mondes fällt, leuchtet er damit; leuchtet damit so manchem Reisenden, und bewahret ihn vor Verirrung; leuchtet auch damit Menschen, die nicht an ihn denken, ihm nicht danken. So mußt du auch handeln, Gutes thun, wo du kannst, auch Menschen, die gegen dich nicht dankbar sind.

Nun fielen mir wieder die Armen und Kranken in meiner Gemeine ein. Für diese, dachte ich, mußt du gewiß sorgen. Herr von Tschrink ist ja ihr Oberherr, und du bist sein Stellvertreter. Aber wie für sie sorgen? wie ihnen helfen? Ich sann hin und her, und fand kein schicklicheres Mittel als — die Belehrung.

Ach die Belehrung, die Belehrung ist das beste Mittel seinem leidenden Nebenmenschen zu helfen. Sie ist in den mehresten Fällen weit mehr werth, als alle Unterstützung. Denn wenn die Menschen, durch Belehrung, erst verständiger und besser geworden sind: so können sie sich in den mehresten Fällen selbst helfen, und bedürfen fremder Hülfe nicht.

Ich legte mich also mit dem Vorsatze nieder, um die Belehrung bey diesen Unglücklichen noch ein Mahl zu versuchen.

Sobald die Geschäfte des nächsten Vormittags geendigt waren: so nahm ich meinen Stab und durchwandelte die Flur,

um

um Menschen zu finden, die ich belehren könnte.

Gar weit war ich nicht gegangen: so stieß ich auf einen Elenden, dessen Anblick mich sehr wehmüthig machte. Er selbst war bleich, mit alten zerrißnen Lumpen bedeckt, sein Pferd war blind, kraftlos, und so dürre, daß man seine Ribben zählen konnte. Der Acker war mit Disteln und Brombeersträuchen bedeckt, und des Weizens den er darauf erntete, war sehr wenig, er hatte kurze Halmen, und kleine Aehren.

Ey! Ey! Nachbar Christian! sagte ich, seine Ernte ist auch gar schlecht.

Chr. Ja wohl! wie es halt bey armen Leuten zu gehen pflegt.

G. Woher kommt denn dieß aber?

Chr. Wir haben ein schlechtes Jahr. Der Regen hat gefehlt.

G. Der Regen hat auch auf den Gutsäckern gefehlt; gleichwohl ist die Ernte auf jedem Acker weit ergiebiger.

Chr. Das glaube ich! Wenn ich des

Herrn

Herrn von Tschrink sein Geld hätte: so sollte meine Ernte auch ergiebiger seyn.

Ich zeigte ihm, daß es bey Verbesserung des Feldes nicht so wohl auf Geld, als vielmehr auf Fleiß und eine gute Einrichtung, ankäme; ich machte ihn auch aufmerksam auf seine Schwächlichkeit, zeigte ihm die Ursache davon; gab ihm verschiedene Anschläge, wie er seine Gesundheit und seine Haushaltung verbessern, und sich gesund erhalten könne. Er wendete aber gegen alles etwas ein, und war am Ende so unhöflich, daß er sagte: das verstehen Sie nicht.

Ich ließ ihn also hülflos stehen, und wendete mich zu einem andern, der, nicht weit davon, sich mit Feldarbeit beschäftigte. Bey diesem fand ich nicht mehr Eingang, und er sagte endlich, wenn er ein Paar hundert Thaler in den Händen hätte: so sollte bald alles besser gehen.

Diese Paar hundert Thaler hatte ich nun nicht, und wenn ich sie gehabt hätte: so würde ich doch Bedenken getragen haben,

ben, sie ihm anzuvertrauen. Denn wozu nützt das Geld einem Menschen, der unwissend ist, und keine Belehrung annimmt? Er wird davon immer einen verkehrten Gebrauch machen.

Ich ließ ihn also auch stehen, und ging traurig zurück. Doch gab ich noch nicht alle Hoffnung auf, und beschloß weiter nachzudenken, ob ich nicht ein Mittel finden könnte diesen Leuten zu helfen. Denn, lieben Kinder! wenn es uns ein rechter Ernst ist, andern zu helfen: so darf man nicht gleich die Hoffnung aufgeben, wenn es damit nicht augenblicklich gelingt.

Herr Gottschalk! rief jemand hinter mir; ich sah mich um, es war Michael Weinstock.

Wollen Sie denn, sagte er, sich nicht ein wenig hierher bemühen, und sehen, wie sich ihre Pflegekinder befinden?

Ich folgte ihm nnd fand sie auf einem Acker, wo sie ihren Pflegeältern, bey Zusammenbringung des Getreides, behülflich

lich waren. Der Anblick machte mir Freude, und ich ließ mich mit diesen guten Leuten in ein weitläuftiges Gespräch über ihre Wirthschaft und über ihre Gesundheitspflege ein. Da fand ich nun freylich, daß sie auch in vielen Stücken noch sehr unwissend waren, und ganz falsche Meynungen hatten. Sie hatten z. E. auch ein Gläschen voll Arzeney, das sie von einem Balsamträger gekauft hatten, und wovon sie einnahmen, wenn ihnen etwas fehlte, aber doch merkte ich, daß sie aufmerkten, wann ich ihnen eine gute Lehre gab.

Bey diesen Leuten, dachte ich, wirst du etwas ausrichten. Diese willst du belehren. Wenn es dann mit ihnen besser geht: so werden vielleicht andere Nachbaren dadurch zum Nachdenken gebracht, und lassen sich, durch ihr Beyspiel belehren.

Ich suchte diese Familie also alle Woche ein Paar Mahl auf, und belehrte sie. Zuerst zeigte ich, wie sie sich und die ihnen

an-

anvertrauten Kinder, gesund erhalten, und sich helfen könnten, wann ihnen eine Unpäßlichkeit zustieße. Da kam es mir wohl zu statten, daß ich bey Herrn Federweiß war erzogen worden Dieser liebe Mann gab uns so gute Lehren, in Ansehung der Gesundheitspflege, daß ein Kranker in seinem Hause so selten war, wie ein weisser Sperling. Stieß ja einem von uns eine kleine Unpäßlichkeit zu: so hatte er immer einige ganz einfache Mittel bey der Hand, mit denen er ihm sogleich half. Diese Mittel schaffte ich mir auch an, und ermahnte den Michael Weinstock, daß er, so oft er, oder jemand von den Seinigen, sich nicht wohl befände, sogleich zu mir kommen und Hülfe suchen sollte. Wollt ihr mir denn aber auch folgen? fragte ich.

Von Herzen gern; antwortete er.

Nun, fuhr ich fort, so bringt mir denn, zum Beweise Eurer Folgsamkeit, das Arzneyglas, das ihr von dem Balsamträger gekauft habt.

Er brachte es, und ich warf es, vor seinen Augen, zum Fenster hinaus.

Nun gab ich ihm auch Anleitung, wie er seinen Ackerbau, seine Viehzucht und ganze Haushaltung, verbessern könne, und that ihm, im Stillen, wenn es nöthig war, einen kleinen Vorschuß.

Da ich z. E. bemerkte, daß der erste Grund von seiner armseligen Ernte und schlechten Viehzucht darin lag, daß er das Stroh, welches er zu Fütterung des Viehs und Düngung des Landes benutzen sollte, verbrennte; so rieth ich ihm, sich künftig mit Holze zu versehen.

Das geht bey mir nicht, antwortete er. Mein Pferd hat kein Mark in den Knochen. Mit diesem kann ich keine Holzfuhren thun. Und woher sollte ich armer Mann das Geld zum Holze nehmen?

Ich ließ ihm also Holz herbey fahren, und mir das Geld dafür nach und nach zurückzahlen.

Da mir diese Familie nun in allen Stücken folgte; so hatte ich die Freude

zu sehen, daß ihre Umstände sich von Tage zu Tage besserten.

Weinstocks ganzes Haus wurde gesund, jung und alt bekam eine blühende Gesichtsfarbe, die Aecker wurden fruchtbarer, die Ernte ergiebiger, auf dem Hofe gingen gut gefütterte Rinder, und sprangen Schaafe und Lämmer, sein Pflug wurde von einem raschen Braunen gezogen, und die alte Scheuer, die sonst immer mit dem Umsturz drohete, wurde niedergerissen, und eine neue aufgebauet.

Im ganzen Dorfe sprach man von Weinstocks Wohlstande, und woher derselbe wohl kommen möchte: einer rieth da, der andere dorthin. Einige Nachbaren — solltet ihrs wohl glauben? — waren der Meynung, der Drache schleppe ihm alles zu, was er nöthig hätte.

J. Der Drache? was ist denn das?

G. Ich will es dir sagen. Bisweilen sieht man des Nachts eine feurige Kugel durch die Luft fliegen, die einen langen Schweif hat. Von dieser glauben

nun

nun einfältige Leute, es wäre ein Drache, der den Nachbaren, die es mit ihm hielten, Butter, Mehl, Speck, Eyer, Geld und alles, was sie nöthig hätten, zuschleppe. Warum wirst du roth, Stephan?

St. Unser Knecht hat mir viel von diesem Drachen erzählt.

G. Und du hast es geglaubt?

St. Ey freylich.

G. Da bist du im Irrthume gewesen. Der sogenannte feurige Drache ist weiter nichts, als ein Klumpen Dünste, die sich in der Luft entzünden, und mit großer Schnelligkeit durch dieselbe fliegen.

Einige Nachbaren waren aber doch verständiger. Sie besuchten Weinstocken, besprachen sich mit ihm, thaten es ihm nach, und, wann ich dann sahe, daß sie verständiger geworden waren, und ihre Sachen gut machten: so unterstützte ich sie auch.

So hatte ich nach einigen Jahren die Freude zu sehen, daß die Krankheiten, und die bittere Armuth aus den mehre-

sten Hütten gewichen waren; daß die bleiche Farbe, die Lumpen, die so viele Einwohner entstellt hatten, die blinden, abgemergelten Pferde, die vielen wüsten, unangebaueten Aecker fast ganz verschwanden, und allenthalben Gesundheit und Wohlstand sichtbar war. Würde ich dieß wohl haben mit Gelde möglich machen können? Gewiß nicht. So wichtig, lieben Kinder! ist es also, seine irrenden, unwissenden Mitmenschen zu belehren. Wenn man aber freylich andere belehren will: so muß man?

J. Selbst belehret seyn.

G. Freylich! denn wie kann der andere belehren, der selbst nichts weiß, oder der sich selbst im Irrthume befindet. Dieser stiftet oft mehr Schaden als Nutzen. Könnt ihr euch vielleicht auf Jemanden besinnen, der euch auch belehren wollte, und durch seine Belehrung euch schadete?

Alle. O ja Dreyfuß. Der belehrte uns von Gespenstern.

G. (lächelnd) Und wozu, Stephan! nützte diese Belehrung?

St. Daß wir furchtsame Hasen wurden, und uns nicht getraueten im Dunkeln vor die Thür zu gehen.

G. Und wenn diese Belehrung fortgedauert hätte, so würde euch der ganze Kopf mit Gespenstern angefüllet worden seyn, und ihr würdet allenthalben welche gesehen und gehöret haben, und gleichwohl hätte es der gute Dreyfuß mit seiner Belehrung herzlich gut gemeynt.

Seht also Kinder! wie nöthig es ist, daß man immer auf gute Lehre merket, und durch eigenes Nachdenken immer mehr zu lernen suchet. Denn wenn man in Unwissenheit und Irrthume aufwächst: so ist man hernach in vielen Fällen nicht im Stande, wenn man auch gern wollte, Gutes zu thun und seinem leidenden Nebenmenschen beyzustehen.

Vier und dreißigster Abschnitt.

So verflossen mir, auf des Herrn von Tschrink Landgute, einige Jahre sehr angenehm. Freylich hatte ich viele Arbeit, aber der Glaube, daß Gott sie mir aufgetragen habe, machte sie mir angenehm. Kam mir auch gleich bisweilen ein Geschäfte vor, das mir verdrießlich war: so griff ich es doch frisch an, weil ich es für Gottes Willen hielt, daß ich es thun solle, und ich glaubte, ein gutes Kind müsse nicht nur angenehme Aufträge des Vaters, sondern auch solche ausrichten, die ihm unangenehm sind.

Das Unangenehmste war mir immer die Eintreibung der Abgaben und Zinsen, die mein Herr von seinen Unterthanen zu fordern hatte. Wenn ich aber bedachte; es ist Gottes Wille, daß du dieß thust,

weil du dadurch deinem Herrn zu seinem Eigenthume verhilfst, und seine Unterthanen zur Thätigkeit und Ordnung gewöhnest: so wurde es mir doch auch erleichtert.

Um die Unterthanen an Ordnung zu gewöhnen hatte ich ihnen bekannt machen lassen, daß den ersten November alles müsse bezahlet seyn, was jeder an den Herrn von Tschrink zu entrichten hätte, und daß ich die Saumseligen verklagen, und mit Hülfe der Gerichte, zur Abtragung ihrer Schuld zwingen würde.

Der erste November erschien, und meine Stube wurde den ganzen Vormittag nicht leer von Menschen, die mir Geld zahlten. Da ich ziemlich viel schon eingestrichen hatte, trat auch Balthasar Kiebitz herein, der von zweyhundert Thalern, die ihm Herr von Tschrink, zur Ankaufung eines Wohnhauses, vorgeschossen hatte, sechs Thaler Zins entrichten mußte. Als er in die Stube getreten war, blieb er an der Thür stehen.

Immer näher, Nachbar Kiebitz! sagte ich, zahlet eure sechs Thaler auf!

K. Das ist eine Kunst Geld aufzuzahlen, wenn man keins hat.

G. Ihr habt kein Geld? so muß ich euch in Klage nehmen.

K. Sie werden ja mit einem armen Manne Geduld haben. Künftiges Jahr will ich alles bezahlen.

G. Das ist eine leere Ausflucht. Wenn ihr jetzt nicht sechs Thaler bezahlen könnt, woher wollt ihr denn künftiges Jahr zwölf Thaler nehmen?

Ihr habt ja lange genug vorher gewußt, daß den ersten November der Zahlungstag wäre, warum habt ihr euch denn nicht darauf eingerichtet?

K. Das habe ich gethan; aber in der Haberernte fiel mir mein Pferd. Der Acker mußte doch bestellt werden — da mußte ich alle meine Pfennige zusammen suchen und ein anderes Pferd kaufen. Nun ist mir der Beutel ausgeleeret, und ich bin schlechterdings nicht im Stande Zahlung zu leisten.

G.

G. Das ist nicht gut. Wenn der Beutel ausgeleert war: so solltet ihr euch anstrengen, um durch Fleiß und Sparsamkeit wieder etwas hinein zu bringen. Kurz und gut, ich kann darauf keine Rücksicht nehmen. Wenn ihr heute eure sechs Thaler nicht bringt: so muß ich euch in Klage nehmen, und euer Pferd, vielleicht auch den Pflug dazu, verkaufen lassen.

K. Das muß ich mir gefallen lassen. Ich sage es Ihnen aber, wenn sie so strenge mit mir verfahren: so richten sie mich zu Grunde, und ich werde künftig gar nichts mehr zahlen können. Setzen Sie sich doch ein Mahl an meine Stelle; denken Sie, Sie wären Balthasar Kiebitz, Ihnen wäre das Pferd gefallen, Sie hätten alle Ihr Geld hingeben müssen, um ein anderes zu kaufen, und ich wäre Herr Gottschalk und wollte Ihnen nun Pferd und Pflug wegnehmen lassen, wenn Sie mir sechs Thaler, die Sie mir schuldig wären, nicht bezahlen könnten? Wie würde Ihnen denn dieß gefallen? Ich muß ihnen aber

sagen, daß ich so hart nicht mit Ihnen verfahren würde, wenn Sie Balthasar Kiebitz wären und ich wäre Herr Gottschalk.

Diese Worte gingen mir durchs Herz. Ich sah dem Manne in die Augen, sie standen voll Thränen.

Sogleich, sagte ich, kann ich die Sache nicht ausmachen. Diesen Nachmittag kommt wieder, da sollt ihr euren Bescheid haben.

Er ging fort, und ich ließ, um Zeit zum Nachdenken zu bekommen, den übrigen Leuten, die noch vor der Thür standen, sagen, sie möchten jetzt nach Hause gehen und den folgenden Tag wieder kommen. Nun nahm ich meinen Stab, ging ins Feld, setzte mich an einen einsamen Ort und dachte nach, was ich wohl, wenn ich Balthaser Kiebitz wäre, thun, und von Heinrich Gottschalk erwarten würde. Ich würde, sagte ich zu mir selbst, dann mein möglichstes thun, um meine Schuld abzutragen. Wenn aber ein Unglück mich träfe, und ich wäre schlechterdings nicht

im

im Stande Zahlung zu leisten: dann — ja dann, würde ich von Heinrich Gottschalken allerdings erwarten, daß er mit mir Geduld hätte.

Du willst also untersuchen, ob Kiebitz auch das gethan hat, was du an seiner Stelle würdest gethan haben; ist dieß geschehen: so mußt du freylich auch das thun, was du, wenn du Kiebitz wärest, von Gottschalken würdest erwartet haben.

Ich ging also fort, suchte den alten Kutscher auf, und erkundigte mich bey ihm, was für ein Mann Balthaser Kiebitz wäre?

K. Ein fleißiger ordentlicher Mann, dem man nichts Schlimmes nachreden kann.

G. Wie kommt es denn aber, daß er nicht bezahlt?

K. Es ist dem armen Manne diesen Herbst ein Pferd gefallen. Dadurch ist er zurückgekommen. Wenn nur sein Bruder Dietrich so gut wäre! das ist aber ein liederlicher Zeisig. Wenn er einen

Thaler erworben hat: so geht er ins Branntweinhaus, und arbeitet nicht eher wieder, bis der Thaler durch die Gurgel gejagt ist.

Ich sah also wohl ein, daß ich mit Kiebitzen Geduld haben müsse, weil ich eben dieß würde verlangt haben, wenn ich an seiner Stelle gewesen wäre. Nur hatte ich noch die Bedenklichkeit, ob ich dieß wohl thun dürfe, da das Geld, das Kiebitz mir zahlen sollte, nicht mir; sondern dem Herrn von Tschrink gehöre, und dieser mir die Erlaubniß nicht ausdrücklich ertheilt hatte, mit denen, die nicht zahlen könnten, Geduld zu haben.

Bald fiel mir aber ein Mittel ein, wie ich gegen Kiebitzen meine Schuldigkeit erfüllen könnte, ohne gegen des Herrn von Tschrink Willen zu handeln.

Wie ich dieß anfing? sollt ihr gleich hören.

Als Kiebitz wieder zu mir kam, sagte ich: lieber Kiebitz! das Geld, das ihr an mich zu zahlen habt, gehöret

nicht

nicht mir, sondern meinem Herrn, der mir keine Vollmacht ertheilt hat, mit denen, die nicht zahlen können, Geduld zu haben. Weil ich aber weiß, daß ihr, ohne eure Schuld, zurückgekommen seyd: so will ich für euch bezahlen. Hier habt ihr den Schein über die Zahlung des Geldes. Ihr seyd diese sechs Thaler nun mir, nicht meinem Herrn schuldig.

Er druckte mir dankbar die Hand, und versicherte mich, daß er mich ehrlich bezahlen wolle.

Den folgenden Morgen kamen die übrigen Schuldner meines Herrn, und leisteten alle Zahlung, bis auf Dietrich Kiebitzen.

Dieser sagte, es sey ihm unmöglich die drey Thaler, die er mir zu entrichten hätte, abzuzahlen, ich müsse mit ihm Geduld haben.

G. Das kann ich nicht. Wenn ihr mir das Geld heute nicht herbeyschafft: so nehme ich euch morgen in Klage.

D. Sie werden doch das an einem armen Manne nicht thun?

G. Das werde ich allerdings thun; warum habt ihr denn nicht die wenigen Thaler zusammenzubringen gesucht, um Zahlung leisten zu können?

D. Das hätte ich gern gethan; wir haben heuer aber ein so schweres Jahr gehabt —

G. Ich weiß von keinem schweren Jahre. Die ganze Gemeine hat eben dieß Jahr gehabt, das Dietrich Kiebitz hatte, und doch haben mich alle bezahlt. Morgen werdet ihr in Klage genommen.

D. Setzen Sie sich doch aber an meine Stelle! Wenn Sie Dietrich Kiebitz wären, Sie könnten nicht bezahlen, und man wollte Sie deßwegen gleich in Klage nehmen, wie würde Ihnen denn das deuchten?

G. Ey wenn ich Dietrich Kiebitz wäre: so würde ich mein Geld nicht in Brantewein vertrinken, sondern es zusammenhalten, damit ich davon Heinrich Gottschalken bezahlen könnte.

Er wollte noch weiter reden; ich hörete ihn aber nicht an, sondern verklagte und zwang ihn, die drey Thaler, die er dem Herrn von Tschrink schuldig war, zu entrichten.

Ich habe euch, lieben Kinder! dieß absichtlich so umständlich erzählt, damit ihr lernen sollt, wie ihr erfahren könnt, wie ihr euch in jedem Falle gegen euren Nebenmenschen zu verhalten habt.

Hast du mich verstanden, Julie?

J. Ich glaube wohl. Ich muß mich immer an die Stelle des andern setzen.

Wenn du also in Herrn Tillmanns Lehrstunde kömmst, und du willst wissen, wie du dich gegen ihn zu verhalten hast, was mußt du denn thun?

Ich muß mich in Gedanken an Herrn Tillmanns Stelle setzen.

G. Wenn du nun Herr Tillmann wärest, was würdest du denn von deinen Schülern verlangen?

J. Daß sie ruhig und aufmerksam wären.

G. Was muß also Julie thun?

J. Auch stille und aufmerksam seyn.

G. Wenn aber eine Bettlerin verlangte, du solltest dein Kleid ausziehen und ihr geben?

J. Ich weiß nicht, was ich thun sollte.

G. Setze dich an ihre Stelle. Wenn du arm wärest, würdest du wohl so unbescheiden seyn, und von jemanden verlangen, daß er sein Kleid ausziehen und dir geben solle?

J. Das würde ich gewiß nicht verlangen:

G. So hast du also auch nicht nöthig dein Kleid auszuziehen und der Bettlerin zu geben.

Fünf und dreyßigster Abschnitt.

Das Ende des fünften Jahres meines neuen Amts nahte nun herbey, und ich brachte meine Rechnung in Ordnung, um sie dem

Herrn von Tschrink ablegen zu können. An der Rechnung, die man am Ende des Jahrs über seine Einnahme und Ausgabe verfertigt, kann man immer merken, ob man in seinen Geschäften ordentlich oder unordentlich gewesen sey. War man unordentlich, so ist dieß ein sehr schweres Stück Arbeit. Man rechnet und rechnet, und zerbricht sich den Kopf fast, und doch will die Rechnung immer nicht zutreffen. Immer ist die Einnahme von der Ausgabe sehr verschieden. Dieß kömmt daher: weil man beydes nicht ordentlich aufgeschrieben hat.

Ohne daß ich mich rühmen will: so kann ich euch, lieben Kinder! doch versichern, daß meine Rechnung mir sehr leicht wurde, und daß meine Ausgabe mit der Einnahme, bis auf einen Gulden eintraf, den ich aus meinem Beutel ersetzte. Ob sie so richtig würde gewesen seyn, wenn ich fortgefahren hätte, mich mit Befreyung der Negersclaven zu beschäftigen? Das glaube ich schwerlich. Hätte ich nun mit meiner Rechnung

nicht bestehen können: so würde ich, bey aller meiner Ehrlichkeit, doch bey dem Herrn von Tschrink in den Verdacht gekommen seyn, als wenn ich ein unredlicher Mann wäre. Das Schicksal haben insgemein unordentliche Leute, wenn sie für andere Geld einzunehmen haben; wenn sie auch gleich davon nichts unterschlagen, so können sie doch nicht beweisen, wofür sie das eingenommene Geld ausgegeben haben, und werden deßwegen für Betrüger gehalten, und gezwungen das Fehlende zu ersetzen. Da schreyen sie denn über Ungerechtigkeit; betheuern ihre Unschuld und bedenken nicht, daß die Schuld von ihrem Elende wirklich an ihnen liege; zwar nicht an Mangel der Ehrlichkeit, aber doch an Mangel der Ordnung. Es ist daher gut, wenn Kinder sich schon gewöhnen, ihre kleinen Einnahmen und Ausgaben aufzuschreiben, und darüber, am Ende eines jeden Monaths eine Rechnung zu verfertigen.

Die Kinder gaben einander durch Kopfnicken zu verstehen, daß sie künftig dieß

auch thun wollten, und Herr Gottschalk machte jedem zu dieser Absicht ein Büchelchen, und zeigte, wie dasselbe eingerichtet werden müsse.

Ich packte nun, so fuhr Herr Gottschalk fort, meine Rechnung zusammen, schickte sie Herrn von Tschrink zu, und erkundigte mich bey ihm, was ich mit den 4000 Thalern thun solle, die ich Ueberschuß hatte.

Am letzten Tage des Jahrs ging ich in Gedanken meine Lebensgeschichte durch, und freuete mich sehr darüber. Viel Gutes hatte Gott an mir gethan, und ich fand daß ich seine Wohlthaten doch nicht als ein Undankbarer genossen, sondern mich bemühet hatte gegen ihn dankbar zu seyn. Ich freuete mich auch im Stillen, über das viele Gute, das ich gestiftet hatte, daß viele Leute um mich lebten, denen ich nützlich gewesen war, und daß ich selbst besser gelernt hatte, mancherley Geschäfte gut auszurichten. Zwar ich gestehe es, viele Nachlässigkeiten und Fehler fielen mir ein, die ich mir

hatte zu Schulden kommen lassen; aber ich hatte doch die Hoffnung, daß es künftig, wenn ich stets auf mich aufmerksam wäre, noch besser gehen werde.

Nach einiger Zeit erhielt ich einen Brief vom Herrn von Tschrink, in welchem er mir seine Zufriedenheit mit meiner Rechnung bezeugte, und mir auftrug, mit dem übrigen Gelde nach Leipzig zu reisen, und dafür Steuerscheine einzukaufen.

Ich machte mich also sogleich auf, setzte mich auf die Post und fuhr ab. Den ersten Tag fuhr ich ganz allein, und die Zeit würde mir lang geworden seyn, wenn ich mich nicht durch Betrachtung über Gott und seine weisen Einrichtungen unterhalten hätte, wovon ich allenthalben Spuren, besonders in den Anstalten fand, die er gemacht hatte, daß die Vögel, auch bey dem tiefen Schnee, der gefallen war, doch noch Nahrung fanden.

Den zweyten Tag meiner Reise bekam ich einen Gesellschafter, mit dem ich mich aber auch nicht unterhalten konnte. Es

war ein Polnischer Jude. Er konnte nicht Deutsch und ich nicht Polnisch, folglich konnten wir auch nicht mit einander sprechen.

Was sind Sie, fragte ich ihn, für ein Landsmann?

Nit verstehen, war seine Antwort.

Aus Polen?

Aus Polen. Dieß war alles was ich aus ihm bringen konnte.

Er schien arm zu seyn: weil er zu seiner Unterhaltung nichts bey sich hatte, als ein Stück schwarzes Brot, welches er verzehrte, als ich im nächsten Wirthshause meine Mittagsmahlzeit einnahm.

Als wir uns wieder aufsetzten, bekamen wir einen Postknecht, der sich sogleich ein Glas Brantewein einschenken ließ, und es austrank. Bey unserer Ankunft in dem nächsten Dorfe, hielt er wieder an, und trank ein Glas Brantwein aus.

Schwager! sagte ich, trink du nicht zu viel, daß du deine Vernunft nicht ertränkst! du bist jetzt unser Führer, wir haben dir unser Leben anvertrauet — wenn deine Ver-

nunft ertränkt ist: so wirst du uns schlecht führen.

Er lachte aber und sagte: meine Vernunft ist an den Brantwein gewöhnt.

Bey dem nächsten Wirthshause trank er wieder.

Ich machte ihm deßwegen Vorwürfe, er kehrte sich aber nicht daran, hieb auf die Pferde, und nöthigte sie, daß sie in vollem Trabe laufen mußten.

Als wir einen steilen Weg herabfuhren, rief ich ihm zu: halt! ich muß absteigen; er stellte sich aber, als wenn er es nicht hörte. Es währete nicht lange: so fing der Wagen an schief zu gehen, mein Schreyen half nichts, der Postknecht fuhr immer drauf los, — der Wagen schlug um. Ich kam ziemlich glücklich davon, indem mir der Fall weiter nichts schadete, als — daß ich die linke Hand ein wenig verstauchte. Mein armer Reisegefährte war aber desto unglücklicher. Der Wagen war auf seinen Schenkel gefallen. Als wir ihn in die Höhe gehoben hatten, und ich dem Juden aufhel-

fen

fen wollte, war er nicht im Stande aufzutreten, schrie heftig, und, da ich seinen Schenkel untersuchte, fand ich — daß er zerbrochen war.

Siehst du, sagte ich dem Postknechte, was du mit deinem Brantweintrinken angerichtet hast? Lauf sogleich in das nächste Dorf und hohle Hülfe.

P. Das belohnte sich wohl der Mühe, daß ich um des Kerls willen laufen sollte. Es ist ja nur ein Jude.

G. Ist er nicht ein Mensch wie du? ist er nicht dein Nächster? bist du nicht von ihm bezahlt worden?

P. Fürs Fahren hat er mich bezahlt, aber nicht für das Herumlaufen. Wir wollen ihn wieder auf den Wagen setzen

G. Er kann aber nicht sitzen, und würde die Schmerzen nicht aushalten, die ihm das Fahren verursacht. Wenn du nicht laufen willst: so will ich laufen.

E. Darauf kann ich nicht warten. Setze sich der Herr auf, oder ich fahre fort.

Kaum

Kaum hatte er es gesagt: so fuhr er wirklich fort.

Da stand ich nun bey dem armen Manne, der mich mit wehmüthigem Blicke um Erbarmung bath.

Guter Mann! dachte ich — du hast vielleicht einen Vater — eine Frau — Brüder — diese sind alle fern von dir, kennen deine Noth nicht, und können dir nicht helfen. Jener hartherzige Mensch hat dich verlassen. Unter den tausend Millionen Menschen, die auf der Erde wohnen, ist dir jetzt keiner so nahe, als ich. Gott hat dich an mich gewiesen, daß ich dich retten soll. Ich verstehe deinen Wink, mein Gott! und will ihn befolgen. Dieser Mensch ist mir zwar fremd, aber er ist dein Kind, mein Bruder. Und wenn ich den Schenkel zerbrochen hätte, und er wäre gesund geblieben, würde ich nicht auch von ihm erwartet haben, daß er sich meiner annähme?

Ich druckte ihm also brüderlich die Hand und gab ihm durch Mienen zu verstehen, daß ich Hülfe suchen wollte.

Aber wo? das wußte ich selbst nicht, da ich nirgends eine menschliche Wohnung erblickte.

Ich stieg daher auf eine Anhöhe, und sah, zu meiner großen Freude, im Thale ein einzelnes Landgut liegen, das, wie ich hernach hörete, Ludwigsthal hieß. Ich lief darauf los, und ging ins Haus, wo mir ein junges, wohlgebildetes, Frauenzimmer entgegen kam.

Kann ich, fragte ich sogleich, nicht den Herrn vom Hause zu sprechen bekommen?

Fr. Mein Vater ist in der Stube, ich will ihn sogleich rufen

Der Vater, welcher Hildebrand hieß, kam heraus, und fragte: wer sind Sie, mein Herr?

G. Ich bin ein Reisender, der gekommen ist, Sie um Hülfe zu bitten. Ich fahre, nebst noch einem Reisegefährten, auf der Post, unser Postknecht ist betrunken, und wirft den Postwagen hier hinter Ihrem Landgute um. Mein Reisegefährte zerbricht einen Schenkel, ich bitte den Postknecht

fort-

fortzulaufen und Hülfe zu suchen — er thut es nicht; ich bitte ihn so lange zu warten, bis ich selbst Hülfe geschafft hätte; aber der harte Mensch ist unerbittlich und fährt fort. Da liegt nun der arme Mensch draussen im Schnee mit seinem zerbrochenen Schenkel —

H. Es ist in der Nähe niemand, der ihm helfen könnte, als ich — Gott hat ihn an mich gewiesen, ich werde —

G. Aber er ist ein Jude —

H. Ein Kind Gottes.

G. Und ist arm —

H. Ich bin aber von Gott mit Gütern gesegnet. Christoph! (seinen Knecht rufend) draussen liegt ein Reisender, der das Bein zerbrochen hat, nimm eine Trage, lege Stroh darauf, nimm Wilhelmen dazu und tragt ihn herein. Du, liebe Tochter, sag der Magd, daß sie sogleich die Stube rechter Hand heitzet, und ein Bette hineinschafft, und dem Taglöhner Abendstern, daß er unverzüglich nach der Stadt laufe, und den Wundarzt rufe.

Sogleich flog alles um die Befehle des lieben Vaters auszurichten.

Sie, mein Herr! fuhr Herr Hildebrand fort, kommen mit mir in die Stube.

G. Das darf ich nicht, ich muß meinem Reisegefährten beystehen.

H. Sie haben Recht. Sie sind jetzt sein Nächster. Wenn er herein geschafft ist: so freuen Sie sich ihrer guten That, und wir sprechen dann weiter mit einander.

Ich ging also mit den Knechten, die mit ihrer Trage bald da waren, fort, und legte meinen armen Reisegefährten darauf, der Thränen vergoß, und mir herzlich die Hand drückte. Er wurde darauf auf das für ihn bereitete Bette gelegt, da der Wundarzt herbeykam, verbunden, und ein Knecht des Hauses erhielt den Auftrag, Tag und Nacht bey ihm zu bleiben, und ihn, nach der Vorschrift des Wundarztes zu behandeln.

Da alles dieß geschehen war, nöthigte mich Herr Hildebrand, mit in sein Zimmer zu gehen, und, weil es schon spät war, bey ihm zu übernachten.

Ich

Ich nahm sein gütiges Anerbieten ohne Weigerung an.

Hier hatte ich nun, nach einem sehr traurigen Tage, einen recht vergnügten Abend. Ich befand mich im Kreise einer liebenswürdigen vortrefflichen Familie, die mich schien lieb gewonnen zu haben: weil ich meine Schuldigkeit an dem armen Juden gethan hatte.

Als die Tischzeit kam, sagte die Hausfrau, der ältesten Tochter, Sophien, ein Paar Worte ins Ohr. Diese gab ihrer Schwester einen Wink, beyde flogen sogleich fort, kamen bald mit dem nöthigen Tischzeuge zurück, deckten den Tisch, besetzten ihn mit einfachen Speisen, und die beyden Brüder legten Messer und Gabeln auf.

Die Ordnung, die Reinlichkeit, die Pünctlichkeit, die Liebe, die Gefälligkeit und Folgsamkeit, die in dieser Familie herrschten, machten sie mir sehr werth.

Während der Mahlzeit sprach Herr Hildebrand sehr viel von seiner Landwirthschaft, und wie ihn Gott, bey Fleiße, Nachdenken

ken und Sparsamkeit, gesegnet habe. Ich hörete ihm zu und lernete vieles von ihm, das mir in der Folge sehr nützlich war. Ich erzählte ihm darauf von den Einrichtungen, die ich getroffen hatte.

Nach Tische kam ich auf meine Lebensgeschichte und meine Sclaverey in Algier zu sprechen. Da wurde alles aufmerksam. Ich mußte mich in einen Lehnstuhl setzen, jung und alt rückte Stühle herbey, faßte alle meine Worte auf, und that eine Menge Fragen an mich.

So plauderten wir bis um Mitternacht. Dann wendete sich Herr Hildebrand zu seinen Kindern und sagte: sehet, Kinder, in der Geschichte dieses lieben Mannes, die Bestätigung von dem, was ich euch schon oft gesagt habe: Wenn der Mensch seine Vernunft braucht, und jeden Augenblick thut, was Gottes Wille, oder seine Schuldigkeit ist: so geht er auf Gottes Wegen, die zwar oft rauh und beschwerlich sind, die ihn aber am Ende immer in die Lage bringen, die für ihn die beste ist. Lange bin ich nicht mehr bey

euch. Handelt immer nach seinem Willen, so wird es euch wohlgehen, und ihr werdet auf seinen Beystand rechnen können.

Jetzt wünschten wir einander eine angenehme Ruhe, und jedes verfügte sich in sein Schlafzimmer.

Sechs und dreyßigster Abschnitt.

Des Morgens stand ich früh auf, und ging sogleich zu dem armen Juden, um mich zu erkundigen, wie er die Nacht zugebracht hätte. Sein Wärter sagte, daß sie unruhig gewesen wäre. Da dieß der Wundarzt vorher gesagt, und zugleich versichert hatte, daß dieß nicht viel zu bedeuten habe: so beruhigte ich mich, und gab ihm durch Mienen zu verstehen, daß er sich ruhig und geduldig verhalten solle, welches er mir auch mit einem Handschlage versprach.

Nun

Nun empfahl ich mich dieser vortreffli-chen Familie, und wollte nach der nächsten Poststation gehen. Als ich aber auf den Hof kam, stand ein angespannter Wagen da, in welchen ich mich, aller Weigerung ungeachtet, setzen mußte.

Als ich auf der nächsten Station ange-kommen war, gab ich dem Kutscher, der mich gefahren hatte, ein Trinkgeld, und trug ihm auf, seiner Herrschaft in meinem Nah-men nochmahls für das Gute zu danken, das ich bey ihr genossen hätte.

Zugleich fragte ich ihn auch, wie es ihm in Ludwigsthal gefiele?

Wem sollte es da nicht gefallen, gab er mir zur Antwort, bey einer so guten Herrschaft? Die Arbeit wird uns freylich nicht geschenkt. Früh müssen wir heraus, und spät erst dürfen wir zu Bette gehen, den Tag über darf niemand von Herrn Hil-debrands Leuten die Hände in den Schooß le-gen. Es thut aber jedes doch seine Arbeit gern: weil wir immer so viel Aufmunterung bekommen. Oft wenn ich pflüge, und mir

der Schweiß über die Backen läuft, kommt Herr Hildebrand zu mir und sagt: na! Fritz bist du fleißig? wie du dich jetzt gewöhnst, so bist du einmahl künftig. Greifst du jetzt die Arbeit frisch an: so wird sie dir leicht werden, wenn du einmahl deine eigne Haushaltung bekommst.

Dabey gibt er uns auch einen guten Lohn, und legt jedem seiner Knechte und Mägde, für jedes Jahr, das es treu bey ihm dient, etwas zu, und giebt ihm Anleitung, wie es etwas für die Zukunft sparen kann. Will ein Knecht oder eine Magd heyrathen: so ist er dazu behülflich, und richtet seine Hochzeit aus. So wohnen in den Dörfern da herum drey Männer und drey Weiber, die alle auf dem Hofe gedient haben, und in guten Umständen sind.

Ich sagte ihm, daß ich mich sehr gefreut hätte über die Liebe, die die Familie dem armen Juden bewiese.

Ja, gab er mir zu Antwort, das ist ihre Art nicht anders. Alle Arme und Nothleidende nehmen nach Ludwigsthal ihre Zuflucht

flucht, und den mehresten wird geholfen. Faullenzer und liederliche Leute werden freylich abgewiesen.

Ich erkundigte mich auch nach der Familie des Herrn Hildebrand, und hörete auch von dieser viel Gutes.

Nun ging ich nach dem Posthause, um mit dem Postwagen nach Leipzig zu gehen; dieser war aber schon abgegangen. Ich verlangte Extrapost, erhielt aber zur Antwort, daß ich nicht eher, als Nachmittags, Pferde bekommen könnte.

Dieß war mir unangenehm, und ich merkte, daß ich unwillig und geneigt wurde, mich zu ärgern und die Menschen, die mir begegneten, unfreundlich zu behandeln. Wirklich warf ich auch einem Armen, der mich um ein Almosen ansprach, dasselbe etwas unfreundlich hin.

Da ich es gethan hatte, erschrak ich vor mir selbst und dachte: ist das auch Recht, daß du unschuldige Menschen deinen Unwillen fühlen läßt? daß du unwillig wirst über ein Schicksal, das du nicht

nicht ändern kannst? Und wenn alle menschlichen Schicksale Gottes Fügungen sind, mußt du nicht auch diese Verzögerung deiner Abreise als Gottes Fügung betrachten, bey welcher er gewiß gute Absichten hat?

Ich schämte mich vor mir selbst, und rief den Bettler zurück, um, soviel als möglich, die Unfreundlichkeit, mit welcher ich ihm begegnet war, wieder gut zu machen.

Wie kommt es, fragte ich ihn, daß ein so junger Mensch, wie du bist, bettelt? kannst du nicht arbeiten?

B. Nein, lieber Herr, das kann ich nicht. Ich habe keine andere Arbeit gelernt, als wollenes Zeug zu weben, und diese Arbeit liegt in unserer ganzen Gegend: weil die Wolle theuer, und unsere Waare wohlfeil ist. Seit Jahr und Tag habe ich sehr kümmerlich gelebt, und, um nicht betteln zu dürfen, habe ich mit meiner Frau, die niedrigsten Arbeiten, wo wir nur welche haben konnten, verrichtet,

um

um nur täglich ein Paar Groschen zu verdienen. Da diese zu unserer Erhaltung nicht hinreichten: so haben wir nach und nach unser Zinn, unsere Wäsche, und Kleidung verkauft; nun ist alles fort; und seit zwey Tagen ist mir auch die Frau krank geworden. Seit zwey Tagen muß ich betteln.

G. Woher bist du gebürtig?

B. Hier aus dem Orte.

G. Ist das alles, was du gesagt hast, auch wahr?

B. (mit nassen Augen) Lieber Herr! ich schäme mich als Bettler vor ihnen zu stehen. Weit mehr würde ich mich aber schämen, ein Lügner zu seyn. Gott Lob! so weit bin ich noch nicht gesunken.

G. Kann ich deine Frau nicht sehen?

B. Warum denn das nicht? bemühen Sie sich nur mit in das enge Gäßchen, das da vor uns liegt.

Ich ging mit, und fand alles so, wie er es mir beschrieben hatte — eine kranke Frau, drey halb nackte Kinder — und einen leeren Weberstuhl.

Wehmüthig trat ich ans Fenster, und dachte: diesen Mann hat dir Gott zugeführet, daß du ihn retten sollst. Vielleicht mußtest du deßwegen hier aufgehalten werden.

G. Jetzt rufe sogleich einen Arzt!

B. Einen Arzt? wovon soll ich ihn denn bezahlen?

G. Rufe einen Arzt! für das Uebrige laß mich sorgen.

Sobald der Mann fort war, wendete ich mich zur Frau, und ermahnte sie, daß sie den Muth nicht sinken lassen, sondern ihr Vertrauen auf Gott setzen solle.

Fr. Das thue ich, lieber Herr! mein Vater und meine Mutter haben mich von Jugend auf mit Gott bekannt gemacht. Wenn ich diesen nicht hätte, womit wollte ich mich denn trösten? ich hätte ja bey der großen Noth, in der wir uns seit zwey Jahren befunden haben, verzweifeln müssen. Heute — (laut weinend) — heute hätte ich beynahe mein Vertrauen auf Gott fahren lassen — mein Mann mußte betteln — ach

die Schande! da schickt Sie der liebe Gott zu mir.

G. Wir haben ein Sprichwort: wann die Noth am größten ist, so ist die Hülfe am nächsten. Gott hat sie vermuthlich in diese Noth gerathen lassen, um sie mit sich bekannt zu machen; ist die Noth vorbey, und sie hat Gott, als ihren Vater und Helfer, durch die Erfahrung kennen lernen: so wird sie ihm für diese Noth noch danken.

Jetzt kam der Mann mit dem Arzte zurück. Dieser erkundigte sich nach allen Umständen der Frau genau, dann wandte er sich an mich und sagte: eine gute Rindfleischsuppe wäre für diese Frau und ihre ganze Familie die beste Arzney. Die armen Leute haben nun so lange fast nichts, als Wasser und Brot, genossen, und auch das letzte haben sie nicht immer genug gehabt; Holz hatten sie auch nicht, um die Stube heitzen zu können. Wie kann es anders kommen, als daß sie nach und nach alle Kräfte verlieren, und bettlägerig werden?

Nun, sagte ich, wenn weiter nichts fehlt: so wollen wir bald helfen. Hier, lieber Mann, ist etwas Geld, davon kaufe er Rindfleisch und Reiß, und genieße er es heute mit seiner Familie — es ist soviel, daß er auch etwas Holz, und auf einige Wochen kräftige Nahrungsmittel davon kaufen kann. Hier brachen Mann und Weib und Kinder in lautes Weinen aus, das mich so angriff, daß ich die Thür suchen mußte, um nicht auch mit zu weinen.

Der Arzt folgte mir. Als wir etliche Schritte vom Hause entfernt waren, fragte ich ihn nach dem Lebenswandel dieser Leute.

Es sind, antwortete er, ehrliche, fleißige Leute, die sich immer gut genährt haben; aber für die Wollenweber sind in dieser Gegend die Zeiten so nahrlos, daß sie fast alle Bettler werden.

Gut! fuhr ich fort: so sagen Sie dem Manne, daß er nachdenken solle, ob er nicht eine andere Arbeit erfinden könne, die ihn nährete. Auf der Rückreise wollte ich mich wieder nach ihm erkundigen. Zu-

gleich

gleich sagte ich ihm auch die Verlegenheit, in welcher ich mich befände, da ich kein Fuhrwerk bekommen könnte.

Ich habe selbst, sagte er, ein Fuhrwerk, das Ihnen zu Dienste steht. Ich zahlte ihm sogleich was er verlangte, er ließ anspannen, ich setzte mich auf und fuhr fort.

Auf dem Wege freuete ich mich herzlich über das Gute, das ich gestiftet, und wozu mir Gott dadurch Gelegenheit verschafft hatte, daß er der Fortsetzung meiner Reise Hindernisse in den Weg legte.

Da wir nahe bey Leipzig waren, drehete sich mein Kutscher nach mir um und sagte: wenn Sie am Thore gefragt werden, ob das Fuhrwerk Ihnen gehöre? so sprechen Sie nur ja!

G. Wie kann ich denn dieß sagen? es gehört mir ja nicht.

K. Warum denn nicht? Sie haben es ja gemiethet.

G. Dieß wohl; aber es ist ja doch nicht mein Eigenthum. Und warum soll ich denn eine Lüge sagen?

K.

K. Ja! wenn Sie nicht sagen, daß das Fuhrwerk Ihr Eigenthum wäre: so müssen Sie Stationsgeld auf der Post bezahlen.

G. Da muß doch wohl die Post ein Recht haben das Stationsgeld von mir zu fordern. Soll ich sie vielleicht darum betrügen?

K. Ha! das schadet der Post nichts, die hat Geld genug.

G. Wenn die Post aber dir gehörete, würdest du auch wohl wünschen, daß die Reisenden dich um das Stationsgeld betrögen?

K. Da müßte ich es mir halt auch gefallen lassen.

G. Das will ich nicht wissen. Ich will wissen, ob du wünschest, daß du um das Stationsgeld betrogen würdest, wenn die Post dir gehörete?

Er schwieg stille. Und wenn du auf der Post reisen wolltest, und fragtest den Postmeister, wieviel du für die Meile

zah-

zahlen müßtest, und er forderte, statt zehn Groschen, zwölf?

K. Da wäre er ein Schurke.

G. Wäre ich es denn weniger, wenn ich ihn, durch eine Lüge, um das Stationsgeld brächte?

Statt zu antworten, fragte er einen Mann, der uns begegnete, ob die Brücke rechter Hand fertig wäre?

Ja, sagte dieser, du kannst ohne Bedenken hinfahren; sie ist schon seit acht Tagen fertig.

G. Wenn nun die Brücke nicht fertig wäre, und der Mann hätte dich belogen, wie würde dir dieß gefallen?

K. Da wäre der Kerl ein Spitzbube.

G. Du siehst also gar wohl ein, daß der Mensch sich selbst entehrt, wenn er die Wahrheit nicht redet. Indem ich hierüber noch weiter sprach, kamen wir im Thore an, wo ich das Stationsgeld, das mir abgefordert wurde, sogleich entrichtete. Bey dem Absteigen im Gasthofe zahlete ich dem Kutscher sein Trink-

Trinkgeld und sagte: wenn du einmahl von deiner Herrschaft kommst, und wieder Dienste suchst: so kannst du zu mir kommen; aber — in meine Dienste nehme ich dich nicht.

K. Nicht?

G. Nimmermehr.

K. Warum denn nicht? habe ich Sie nicht gut gefahren? sind meine Pferde nicht gut gefüttert?

G. Das wohl; aber du liebst die Wahrheit nicht, und Leuten, die die Wahrheit nicht lieben, ist nicht zu trauen.

Er brummte und ging fort.

Merkt es, lieben Kinder! ihr verachtet gewiß jeden, der die Wahrheit nicht redet, ihr werdet euch hüten ihm etwas anzuvertrauen. Wenn du also, Stephan! dich in deinen und anderer Augen nicht selbst entehren willst, was mußt du thun?

St. Die Wahrheit reden.

Sieben und dreyßigster Abschnitt.

Den folgenden Tag setzte ich mein Geld gegen Steuerscheine um, und ging auf den Abend in das Concert, wo vielleicht niemand die Anmuth der Musik so lebhaft fühlte, als ich, da ich schon in mehreren Jahren in keinem Concerte gewesen war. So lange die Musik dauerte, war ich, wie man zu sagen pflegt, ganz Ohr, indem ich mich um weiter gar nichts bekümmerte, als — um die Musik. Da sie aber aufhörete, und die Anwesenden sich mit einander freundschaftlich unterredeten, hatte ich Zeit mit meinen Augen die vielen fremden Gesichter zu beobachten, die hier versammelt waren.

Unter andern bemerkte ich einen Mann, der mir sehr bekannt vorkam; ich hörete ihn sprechen, beobachtete seine Stellung, und wurde bald überzeugt, daß er ein alter Freund sey, der mit mir ehedem bey Herrn Federweiß erzogen wurde.

Ich trat also zu ihm und sagte: Um Vergebung sind Sie nicht Herr Friedrich Reichmann? Der bin ich, erhielt ich zur Antwort, woher bin ich Ihnen denn bekannt?

G. Aus der Erziehungsanstalt des Herrn Federweiß.

R. Und Sie? Sie sind, wenn ich mich nicht ganz irre, mein Jugendfreund, Heinrich Gottschalk.

G. Der bin ich.

R. Der mit mir so fleißig Französische Bücher las?

G. Und der mit Ihnen Pflanzensammlungen machte.

Da war nun auf beyden Seiten große Freude, und ich mußte ihm versprechen, daß ich den folgenden ganzen Tag in seiner Gesellschaft zubringen wollte.

Kaum war ich den andern Tag aufgestanden: so kam er auch schon zu mir und lud mich zu einem Spaziergange ein, auf welchem er mich mit allen Merkwürdigkeiten der Stadt bekannt machte.

Auf

Auf den Abend mußte ich bey ihm speisen, und fand eine große Anzahl von Freunden und Freundinnen, die er eingeladen hatte, um an der Freude, seinen Freund Gottschalk wieder gefunden zu haben, Theil zu nehmen.

Wir waren alle sehr vergnügt, und um das gesellschaftliche Vergnügen noch mehr zu erhöhen, wurden gegen das Ende der Mahlzeit verschiedene Lieder gesungen.

In einem derselben kam ein Vers vor, der folgendermaßen lautete:

Die Pflicht gebeut, das Wohlergehn
Des Nächsten nicht zu neiden.
Man soll, wenn andre muthlos stehn,
Sie speisen, tränken, kleiden.
Der wahre Mensch sucht ihre Pein
Durch Trost und Hülfe zu zerstreun;
Wir wollen Menschen seyn!

Bey diesen Worten fiel mir der arme Weber mit seiner Familie ein, und, sobald das Lied geschlossen war, wendete ich mich an meinen Freund, und stellte ihm die Noth desselben vor. Dieser druckte mir die

Hand, und sagte: ich kann diesen glücklichen Tag, da ich meinen Jugendfreund wieder an meiner Seite sehe, nicht besser feyern, als wenn ich zur Rettung dieser armen Familie etwas beytrage. Ueberlassen Sie mir die Sache.

Hierauf redete er die Gesellschaft an, schilderte ihr sehr lebhaft die traurige Lage dieser Weberfamilie, und bath, ihm zu erlauben, daß er für sie einen Teller umgehen lassen dürfe.

Sein Vorschlag wurde allgemein gebilligt. Er nahm also einen Teller, bedeckte ihn mit einer Serviette, und ließ ihn von Hand zu Hand gehen. Jeder Gast steckte seine Hand unter die Serviette, und brachte seine Gabe. Man übergab mir hernach den Teller und ich wurde sehr gerührt, da ich die Serviette wegnahm, und sah was für ein ansehnliches Geschenk ich für die Unglücklichen erhielt. Ich dankte in ihrem Nahmen der Gesellschaft und versprach, daß ich von ihrer Freygebigkeit den besten Gebrauch machen wollte.

Nun trennte sich die Gesellschaft, und ich trennte mich auch von meinem Freunde, mit herzlichem Danke für die Beweise von seiner fortdauernden Freundschaft, die er mir gegeben hatte.

Als ich den folgenden Tag auf dem Postwagen saß, dachte ich darüber nach, was für ein großes Gut ein wahrer Freund sey! wie sicher man auf seinen Beystand, in jeder Noth, rechnen, wie viel man, mit seiner Hülfe ausrichten könne, was dem unmöglich ist, der keinen Freund hat! Zwey Mahl hatte ich dieß schon erfahren. Ein Mahl in Algier, wo mein Freund Irland die Mittelsperson war, durch die ich aus der Sclaverey errettet wurde, und nun wieder in Leipzig, da ich mit meines Freundes Reichmann Hülfe in den Stand gesetzt wurde, eine ehrliche Familie von ihren Kummer zu befreyen. Die dauerhaftesten Freundschaften werden gemeiniglich in der Jugend geschlossen.

Wenn ihr also, lieben Freunde! ein recht gutes Kind kennen lernt: so suchet

euch

euch durch Gefälligkeit seine Freundschaft zu erwerben. Habt ihr sie erhalten: so sucht euch Eures Freundes durch Gefälligkeit und rechtschaffnes Betragen immer würdiger zu machen. Bald werdet ihr erfahren, was für ein wichtiges Gut ihr euch erworben habt. Jedes Vergnügen werdet ihr doppelt schmecken, wenn ihr es mit einem Freunde genießen könnet; jede Arbeit wird euch leichter werden, wenn Ihr einen Freund an der Seite habt, der euch dabey unterstützet; jedes Leiden wird durch den Trost und guten Rath des Freundes sich mildern. Werdet ihr dann ein Mahl groß, und Gott gibt euch wichtige Aufträge, so werdet ihr oft durch den Beystand des Jugendfreundes in den Stand gesetzt werden, sie gut auszurichten.

Als die Lehrstunde zu Ende war, umarmte Stephan Heinrichen, und sagte: sey mein Freund, ich will immer der deinige seyn.

Beyde gaben einander die Hände darauf, daß sie immer Freunde seyn wollten, und ha-

haben auch ihr Wort gehalten. Freylich trat bisweilen der Fall ein, daß sie sich entzweyeten, besonders weil Stephan einen hitzigen Kopf hatte, und leicht in Zorn gerathen konnte, wann er sich für beleidigt hielt; wenn dann aber einer den andern fragte: also willst du mich nicht mehr zum Freunde haben? so besannen sie sich bald anders, und söhnten sich wieder mit einander aus.

Acht und dreyßigster Abschnitt.

Sobald ich, auf der nächsten Station, vom Postwagen abgestiegen war: so könnt ihr leicht denken, wohin ich ging — zu dem armen Weber, dessen Nahme Zirkel war. Als ich mich seinem Hause näherte, erblickte mich sein kleiner Sohn, der vor der Thür stand, sprang sogleich ins Haus

und rief so laut, daß ich es hören konnte: Vater! der fremde Herr kommt!

Sogleich kam der Vater heraus, machte mir eine freundliche Verbeugung, und ich fragte: wie geht es jetzt, Meister Zirkel?

Gott sey gelobt, etwas besser!

Er öffnete zugleich die Stubenthür, und ich sah seine Frau außer dem Bette, die sich, nebst ihren Kindern, damit beschäftigte, daß sie leinenes Garn wickelten.

Ich freue mich, sagte ich, sie wieder außer dem Bette zu sehen.

Da fing die ganz Familie an zu weinen und mir zu danken.

Deßwegen, sagte ich, bin ich nicht gekommen, lieben Leute! daß ihr mir danken sollt. Die Absicht meines Besuchs ist, von euch zu erfahren, wie euch weiter kann geholfen werden. Hat er, Meister Zirkel! vielleicht sich auf eine Arbeit besonnen, die ihn besser nährt, als sein Wollenweben?

Z. Ja, lieber Herr! ich habe mir vorgenommen, Leinwand zu weben. Mein

Ge-

Gevatter, der ein Leineweber ist, gibt mir dazu Anweisung. Es ist ja freylich auch ein geringer Verdienst dabey, zumahl wenn man für die Kaufleute arbeiten muß, die nicht viel für die Arbeit geben, weil sie auch ihren Vortheil davon haben wollen; es ist aber doch besser etwas weniges, als gar nichts.

G. Warum arbeitet er denn aber für die Kaufleute?

Z. Die Noth, lieber Herr! dringt mich dazu. Wenn man keinen Pfennig in den Händen hat, um Garn einzukaufen: so muß man dem lieben Gott danken, wenn man nur welches von dem Kaufmanne bekömmt.

G. Nun da kann ich vielleicht auch helfen. Hier! indem ich ihm die Geldstücke vorzählte, die ich in Leipzig erhalten hatte, und die 76 Rthlr. 8 Gr. betrugen, hier ist Geld wofür er sich Garn einkaufen, und so seine Umstände verbessern kann.

Die ganze Familie fing an laut zu weinen, und mir zu danken, die Frau nannte mich ihren Erretter, ihren Engel —

Danket nicht mir, lieben Leute, sagte ich, sondern danket Gott, der euch gerettet, und mich nur zur Mittelsperson gebraucht hat, euch aus eurer Noth zu reissen. Der beste Dank, den ihr Gott beweisen könnt, ist dieser, daß ihr nun fein nachdenket, wie ihr dieß Geld, das euch Gott bescheret hat, recht gut anwenden wollt. Dann wird euch Gott segnen und gute Nahrung schenken. Wenn ihr freylich das Geld verschwenden wolltet —

Nein, fiel mir die Frau in die Rede, deßwegen können Sie ohne Sorgen seyn. Mein Mann und ich haben, seitdem wir zusammen sind, jeden Pfennig zu Rathe gehalten.

Nun, antwortete ich, so haltet fein Wort! Sollte ich ein Mahl wieder hier durchreisen: so werde ich mich sorgfältig nach euch erkundigen, und mich nicht wenig

freu-

freuen, wenn ich euch in guten Umständen finde.

Mit diesen Worten entfernte ich mich, und fuhr auf Ludwigsthal zu, um mich nach dem Befinden des Polnischen Juden zu erkundigen. Die Hildebrandsche Familie nahm mich mit der ihr eigenen Freundlichkeit und Gefälligkeit auf, führte mich zu dem Patienten, und versicherte, daß der Wundarzt die größte Hoffnung habe, daß die Heilung ihm gelingen werde.

Man nöthigte mich, einen Tag hier zu bleiben, und mir war es lieb, daß man mich nöthigte: weil es mir in dem Kreise dieser guten Leute außerordentlich wohl gefiel.

Bey Tische unterhielt ich mich vorzüglich mit der Frau Hildebrandin: weil ich glaubte, daß ich von ihr noch manches lernen könne, wie man eine Wirthschaft gut einrichten müsse. Wirklich lernte ich auch vieles. Unter andern fragte ich, wieviel sie jedem ihrer Dienstboten Lohn gäbe?

Sie bekommen, erhielt ich zur Antwort, nicht alle gleich viel. Im ersten Dienstjahre erhalten sie wenig. Hernach, wenn sie in ihrem Dienste treu sind, bekommen sie alle Jahre eine Zulage, an Gelde und an Leinwand. Wenn sie nun gut wirthschaften: so können sie sich leicht einen großen Vorrath von Leinwand sammeln, der ihnen hernach, wann sie ihre eigene Haushaltung anfangen, gute Dienste thut.

G. Und woher bekommen Sie Ihre Leinewand?

Fr. H. Von Handelsleuten, die im Lande herumgehen, und sie mir zum Verkaufe anbieten.

Da erzählte ich nun die Geschichte des Webers Zirkel, und fragte, ob sie nicht geneigt wäre, ihre Leinwand künftig von ihm zu beziehen?

Gern! antwortete sie. Wenn seine Arbeit gut ist, so wird es mir Freude seyn, eine rechtschaffene Familie in Nahrung zu setzen.

Heu-

Heute, sagte die älteste Tochter, geht ein Bote nach dem Orte, wo der Weber wohnt. Willst du vielleicht, liebe Mutter, daß ich dem Weber schreiben, und eine Bestellung bey ihm machen soll?

Das thue! erhielt sie zur Antwort. Lege eine Probe bey, nach welcher er arbeiten soll, und bestelle vor der Hand nur dreyßig Ellen. Ist seine Arbeit gut: so kann ich in der Folge immer mehr von ihm nehmen. Diese Vorsicht werden Sie mir, lieber Herr Gottschalk! schon verzeihen. Wenn Meister Zirkel ein geschickter und ehrlicher Mann ist: so kann sie ihm nichts schaden; wäre es aber nicht —

G. So sollte es mir Leid thun, Ihnen denselben empfohlen zu haben, und es wäre dann seine eigene Schuld, wenn die Nahrung, die man ihm zudachte, ihm entzogen würde.

Nach der Zeit habe ich aber gehört, daß Meister Zirkel wirklich ein ehrlicher und geschickter Mann war, durch diese vortreffliche

Fa-

Familie in gute Nahrung gesetzt und in der Folge ein wohlhabender Mann wurde.

Den nächsten Morgen war es mir sehr schwer, mich von diesem Hause zu trennen. Ich bath Herrn Hildebrand mir zu erlauben, ihm den Aufwand zu ersetzen, den ihm die Verpflegung des Juden verursacht hatte; aber mit vieler Mühe konnte ich ihn bereden, daß er mir nur die Bezahlung des Wundarztes zugestand.

Herr Hildebrand ließ mich wieder durch seinen Wagen weiter bringen, und ich stieg in denselben, nachdem ich der ganzen Familie dankbar die Hände gedruckt hatte.

Auf der ganzen Rückreise hatte ich meine Betrachtungen über die neuen Beweise, die ich von Gottes Vorsehung erhalten hatte, die die menschlichen Schicksale lenkt, und das Wohl derer bewirkt, die darauf aufmerksam sind.

Daß der Postwagen umschlug und mein Reisegefährte das Bein zerbrach, war mir freylich äußerst unangenehm; aber hätte ich meine Reise ununterbrochen fortgesetzt: so hät-

hätte ich Ludwigsthal und die vortreffliche Familie, die dort wohnte, nicht kennen lernen.

H. Aber der arme Jude. —

G. Dem war sein hartes Schicksal gewiß auch sehr gut. Wenn er gehörig darüber nachdachte: so wird auch er dadurch mit Gott bekannter geworden seyn, und Beweise genug von der über ihn waltenden Vorsehung erhalten haben.

Hätte ich auf der nächsten Station vor Leipzig sogleich Postpferde erhalten: so blieb mir die Zirkelsche Familie unbekannt, und ich konnte also nichts für ihre Rettung thun.

Vergeßt es nicht, lieben Kinder! Wenn euch künftig widrige Schicksale treffen: so werdet darüber nicht unwillig, und denkt daran, daß sie Fügungen eines weisen und guten Gottes sind, wodurch gewiß etwas Gutes bewirkt wird.

Nun wurde ich mit Besorgung verschiedener Angelegenheiten meines Herrn noch ein Paar Wochen auf der Reise aufgehalten.

Neun und dreyßigster Abschnitt.

Bey meiner Zurückkunft auf dem von Tschrinkschen Gute fand ich vieles, was mir gar nicht angenehm war. Der beste Gaul war gefallen, unter meinen Dienstleuten war Uneinigkeit eingerissen, und die Geschäfte hatten sich, während meiner Abwesenheit, so gehäuft, daß ich nicht wußte, wie ich mich durcharbeiten sollte. Den ganzen ersten Tag wurden mir fast lauter unangenehme Nachrichten zu Ohren gebracht. Mein Blut kam in Wallung, ich fühlte einen Trieb, alle meine Leute auszuschelten, ja ich griff sogar nach dem Stocke, um den Knecht, der den gefallenen Gaul zu besorgen gehabt hatte, durchzuprügeln.

In dieser Absicht ging ich die Treppe hinab um ihn aufzusuchen, fühlte aber, daß mir vor Aergerniß alle Glieder zitterten. Da fiel es mir noch zur rechten

Zeit ein, daß ich jetzt meiner Vernunft gar nicht mächtig wäre, und also nichts Vernünftiges vornehmen könne.

Statt also zum Knechte zu gehen, lief ich hinaus ins Freye, trat auf eine Anhöhe, athmete tief, sah gen Himmel und rief: Gott!

Sobald mir der Gedanke: Gott, wieder in die Seele kam, fing es an darin etwas ruhig zu werden und ich wurde wieder vermögend, nachzudenken.

Woher, dachte ich, ist aller dieser Verdruß entstanden?

Durch deine Reise.

Und was bewog dich zu reisen?

Der Befehl deines Herrn, den dir Gott vorgesetzt hat. Deine Reise war keine Lustreise, es war eine Pflichtreise, die du unternahmst, weil sie dir von Gott, durch deinen Herrn, aufgetragen wurde. Du bist also auf Gottes Wege gegangen, und die Widerwärtigkeiten, die dich auf denselben trafen, sind Gottes Fügungen. Sie sind gut! sie sind gut! und wenn du recht nachdenkst: so

wird

wird dir Gott gewiß Mittel zeigen, alles wieder in Ordnung zu bringen.

Ja wohl waren sie gut, weil sie mich auf meine Schwachheit recht aufmerksam machten. Den Tag zuvor glaubte ich über alle meine Begierden Herr zu seyn; aber jetzt da mir auf einmahl so viel Unangenehmes zugleich hinterbracht wurde, gerieth ich in einen so starken Zorn, daß ich einen meiner Nebenmenschen prügeln wollte. Hätte ich dieß gethan — wie verhaßt, wie verächtlich würde ich mich gemacht, wie vielen Verdruß mir zugezogen, wie bitter würde ich es bereuet haben!

Vergeßt dieß nicht, meine Lieben! daß der Heinrich Gottschalk, der es sich so sehr angelegen seyn ließ, immer recht vernünftig zu handeln, doch einmahl in Gefahr war, sich durch den Zorn zu einer unvernünftigen Handlung verleiten zu lassen. Trauet euch deßwegen ja nicht zu viel zu, und seyd gegen eure Begierden stets auf eurer Huth!

Da ich nun erst meiner Vernunft wieder mächtig war und nachdenken konnte, fand ich

auch

auch bald die Mittel, mir aus der Verwirrung, in der ich mich befand, zu helfen.

Zuerst ließ ich meinen geheimen Rath, den alten Kutscher, kommen, und fragte ihn, wie es komme, daß in meiner Abwesenheit der schöne Gaul gefallen wäre?

Dazu, antwortete er, kann niemand etwas, lieber Herr Gottschalk. Sobald der Gaul krank wurde, zeigte es mir der Knecht an. Wir ließen den geschicktesten Hufschmid aus der Stadt kommen, er gab ihm Arzney; es half aber nichts, der Gaul fiel. Ich ließ ihn aufschneiden, und da zeigte es sich, daß er einen Fehler an der Lunge hatte, den er vielleicht bekam, ehe ihn der Herr von Tschrink kaufte.

Wie schämte ich mich da vor mir selbst, daß ich den Vorsatz gehabt hatte, einen unschuldigen Menschen zu mißhandeln!

Hierauf ließ ich alle die Leute, die sich mit einander gezankt hatten, vorkommen, verhörte einen nach den andern, half den Unschuldigen zu ihren Rechten, gab den Schuldigen die nöthigen Verweise, und

dro-

drohte ihnen, sie zu entfernen, wenn sie sich künftig wieder so unbesonnen betragen würden. So wurde in ein Paar Stunden, durch meine Sanftmuth und mein Nachdenken, im ganzen Hause die vorige Ruhe wieder hergestellt, die gewiß noch mehr würde seyn gestört worden, wenn ich im Zorne hätte handeln wollen.

Nun hatte ich noch etwas abzuthun, was mir vorzüglich unangenehm war. Auch über den alten Bernold war Klage gekommen, daß er mit der Speise, die ihm täglich gereicht würde, unzufrieden wäre, und sie tadle.

Ich ließ die Frau zu mir kommen, die von mir angewiesen war sie ihm zu geben. Warum, fragte ich, bekommt der alte Bernold keine guten Speisen mehr?

Fr. Herr Gottschalk! der Mann ist nicht werth, daß Sie ihm noch einen Bissen Brot geben. Er bekommt alle Tage aus dem nämlichen Topfe und aus der nämlichen Schüssel, aus welcher alle Dienstboten bekommen. Diese, die ihr Brot verdienen,

sind immer mit dem zufrieden, was ihnen aufgetragen wird; und der Bettelkerl, der das Gnadenbrot bekommt, hat immer an dem Essen etwas zu tadeln.

G. Ich werde bald erfahren, wer von euch beyden Unrecht oder Recht habe.

Der alte Kutscher erhielt nun von mir den geheimen Auftrag, zu Mittage genau Achtung zu geben, ob Bernold wirklich mit dem Gesinde einerley Essen bekäme?

Er kam bald mit der Versicherung zurück, daß dieß geschehen wäre, daß Bernold aber nur ein Paar Bissen genossen, und das Uebrige mit Unwillen zurückgeschoben hätte.

Dieß verdroß mich freylich, und, wenn ich meinem Unwillen hätte folgen wollen: so würde Bernold sogleich fortgejagt worden seyn. Allein, lieben Kinder! wer die Menschenliebe ausüben will, der muß mit den Schwachheiten seiner Nebenmenschen Geduld haben können. Der Gesunde muß mit dem Kranken, der Verständige mit dem Unverständigen, die Jugend mit den Schwachheiten des Alters

ters Geduld haben. Nachdem ich dieß recht bedacht, und allen Unwillen gegen den armen Greis aus meinem Herzen entfernt hatte, wurde Bernold gerufen.

G. Und die Kost, die ihr hier erhaltet, schmeckt euch nicht?

B. Es ist böses Volk — es gibt mir immer was kein Mensch essen will.

G. Heute hat es auch nicht geschmeckt?

B. Es schmeckte wie Galle. Kaum habe ich ein Paar Bissen davon hinunter bringen können. Gestern mußte ich alles wieder von mir geben.

G. Die Ursache davon liegt entweder in der Zubereitung der Speisen, oder in eurem alten schwachen Magen. Die Speisen werden gut zubereitet, darauf könnt ihr euch verlassen; aber euer alter Magen kann sie nicht mehr verdauen, deßwegen schmecken sie euch nicht mehr. Was können denn nun meine Leute dazu, daß euer alter Magen seine Dienste nicht mehr thun will? Jetzt geht nach Hause! Künftig soll für euch immer eine weiche Speise,

die

die für euren schwachen Magen sich schickt, zubereitet werden.

Wirklich gab ich dazu die nöthigen Verordnungen, und erquickte so den Alten bis an seinen Tod, der nach ein Paar Monathen erfolgte.

Nun mußte ich noch einhohlen, was ich, während meiner Abwesenheit, in meinen Geschäften versäumt hatte. Dazu reichte meine Zeit nicht hin. Unterdessen, daß ich einen Theil der zusammengekommenen Geschäfte beseitigte, häuften sich wieder neue an. Nach einer monathlichen Arbeit sahe ich, daß ich immer nicht viel weiter gekommen war.

Was war hier zu thun? Da ich sahe, daß der Tag nicht zureichend war, die alte Ordnung in meinen Geschäften wieder herzustellen: so entschloß ich mich einen Theil der Nacht dazu anzuwenden. Ich arbeitete also bis nach Mitternacht. Freylich fühlte ich, daß ich dadurch sehr entkräftet wurde. Gott hat den Tag zur Arbeit, die Nacht zur Ruhe bestimmt. Wenn man von dieser

ser Ordnung abweicht, so hat es für die Gesundheit gewöhnlich nachtheilige Folgen. Allein da ich einsahe, daß es doch Gottes Wille sey, meine Geschäfte wieder in Ordnung zu bringen: so glaubte ich, daß ich verbunden wäre, demselben auch etwas von meinen Kräften aufzuopfern.

Denn, lieben Kinder, ob wir gleich verbunden sind, unsere Gesundheit und unser Leben so lange als möglich zu erhalten, um immer im Stande zu seyn, die göttlichen Aufträge auszurichten: so treten doch bisweilen Fälle ein, da wir beydes, bey Vollbringung des Göttlichen Willens, in Gefahr setzen, ja wohl gar aufopfern müssen. Sollten wir dieß nicht gern thun? Gesundheit und Leben sind ja Geschenke unsers guten Vaters; sollten wir sie nicht gern hingeben, sobald er sie zurückfordert?

Da ich ohngefähr eine Woche lang einen Theil der Nächte zu meinen Arbeiten angewendet hatte, waren sie glücklich geendigt. Freylich hatte ich dabey viel an meinen Kräften und meiner Munterkeit

ver-

verloren; da ich nun aber alles wieder in der gehörigen Ordnung sah, und mit weniger Anstrengung arbeiten konnte: so fühlte ich mich doch, ungefähr nach einem Monathe, vollkommen wieder hergestellt.

Vierzigster Abschnitt.

Wenn einige Wochen hinter einander die Sonne geschienen hat: so kann man sicher darauf rechnen, daß bald Gewitter, oder wenigstens starke Regengüsse, kommen werden. Diese Einrichtung ist gut: denn dadurch werden die schmachtenden Pflanzen erquickt, und ihr Wachsthum befördert.

Und wenn es uns Menschen eine Zeit lang nach Wunsche gegangen ist: so kann man immer erwarten, daß ein widriges Schicksal eintreten werde. Diese Einrichtung ist auch gut: denn dadurch werden

wir aus unserer Bequemlichkeit geweckt, und gereitzt nachzudenken und thätiger zu seyn.

Dieß erfuhr ich nun. Da mir einige Jahre lang alles nach Wunsche gegangen war, traf mich ein Schicksal, das mich ganz zu stürzen drohte.

Als ich ein Mahl des Morgens aufstand, und auf den Hof sah, bemerkte ich den Gerichtshalter, der mit einem Fremden am Arme auf und ab ging. Ich erkundigte mich bey meinen Leuten, ob sie nicht wüßten, wer der Fremde wäre? Sie wußten mir aber nichts zu sagen, als daß er bey dem Gerichtshalter sich aufhalte.

Nach zwey Tagen lösete sich das Räthsel. Der Gerichtshalter trat mit dem Fremden auf mein Zimmer. Herr Gottschalk! sagte dieser zu mir, ich kündige Ihnen hiermit an, daß ich der Bruder des bisherigen Besitzers dieses Guts bin, daß dieser gestorben ist, und daß ich, als der nächste Erbe desselben, gekommen bin vom Gute Besitz zu nehmen.

G. Herr von Tschrink ist todt?

Fr.

Fr. Leider ist er todt! Vor allen Dingen wird es nun nöthig seyn, daß ich Ihre sämmtlichen Papiere versiegeln lasse, um zu untersuchen, was für einen Gebrauch Sie von dem unumschränkten Vertrauen gemacht haben, das Ihnen mein Bruder schenkte.

G. Ich hoffe einen solchen Gebrauch, wie ich ihn meinem Wohlthäter schuldig war.

Fr. Das wird sich zeigen. Wenn Sie ein ehrlicher Mann sind: so muß es Ihnen lieb seyn, daß ich so strenge verfahre. Dadurch gebe ich Ihnen Gelegenheit, Ihre Ehrlichkeit zu zeigen. Herr Gerichtshalter! Sie fangen die Versiegelung sogleich an.

Wirklich fing die Versiegelung sogleich an; alles, was ich unter meinen Händen gehabt hatte, meine Wäsche und Kleidung ausgenommen, wurde unter Siegel gelegt.

Diese Art mich zu behandeln, brachte mich außer aller Fassung, und ich stand eine geraume Zeit sprachlos da. Nach und nach fand sich das klare Bewußtseyn wieder; ich dachte: du bist ein ehrlicher Mann — Gott

kennt deine Rechtschaffenheit — Er hat dieß Schicksal über dich verhängt — es wird zu deinem Besten dienen.

Herr von Tschrink! sagte ich: Gnade verlange ich von Ihnen nicht! nur Gerechtigkeit — strenge Gerechtigkeit, und diese können und dürfen Sie mir nicht versagen.

Herr Gottschalk! sagte der Gerichtshalter, seyn Sie nicht naseweis, und enthalten Sie sich, in Gegenwart des gnädigen Herrn, beleidigender Reden!

Gerechtigkeit zu erwarten, antwortete ich, kann keinen rechtschaffenen Mann beleidigen.

Und nun nahm ich meinen Stock, und wankte über den Hof nach dem Felde zu, um zu überlegen, was ich thun sollte. Aber mein Gemüth war so unruhig, daß ich nicht vermögend war, nachzudenken.

Da traf ich Michael Weinstocken an, der mit seinen Pflegekindern seinen Acker bearbeitete und mich freundlich grüßete.

Das muß Ihnen doch Freude machen, wenn Sie uns sehen, sagte er; daß dieser Acker so fruchtbar ist, daß diese Kinder so

wohl gerathen sind, daß ich selbst gesund und kummerfrey bin, dieß alles haben wir doch Ihnen zu verdanken.

Ich freue mich wirklich darüber, antwortete ich, und wendete mich mit nassen Augen von ihm weg. Wirklich fühlte ich mich auch durch diesen Anblick gestärkt. So, dachte ich, habe ich gehandelt; immer habe ich mich bemühet, zu thun was meine Schuldigkeit ist, habe jedem Menschen, den Gott an mich wies, geholfen, soviel ich konnte — das hast du, mein unsichtbarer Vater! gesehen, — du kannst mich also nicht sinken lassen.

Diese Hoffnung richtete mich auf, und ich erwartete von Gott, daß er mir einen Weg zeigen würde, mir aus der Verlegenheit, in die er mich hate gerathen lassen, zu helfen.

Ich wollte wieder nach Hause gehen, aber da fiel mir ein, daß ich hier überflüßig wäre: weil ich mich mit nichts beschäftigen konnte, da mir meine Papiere versiegelt waren, und ich über meine Leute nichts mehr

zu sagen hatte. Ich blieb also unter freyem Himmel, betrachtete die Thätigkeit der Menschen und Thiere, und, da die Sonne untergegangen war, die Pracht des gestirnten Himmels. Allenthalben sah ich Beweise von dem Daseyn, der Liebe und der Weisheit, meines Vaters, dem ich bisher vertrauet, und dessen Willen zu thun ich mich redlich bemühet hatte. Im Vertrauen auf ihn ging ich, in der Dunkelheit, nach meinem Bette und überließ mich dem Schlafe, der für mich sehr stärkend war.

Sobald ich von demselben erwachte, stand ich auf, trat ans Fenster, und bath Gott, daß er mich vor Verirrung bewahren möge.

Nun frühstückte ich, und begab mich wieder ins Freye, um durch Nachdenken zu erfahren, was Gottes Wille sey. Du mußt, dachte ich, Herrn von Tschrink zu überzeugen suchen, daß du ein rechtschaffener Mann bist. Das kannst du, wenn du ihm deine Papiere vorlegst. Aber er hat sie dir

ent-

entzogen, du mußt, vor allen Dingen, dir deine Papiere wieder zu verschaffen suchen.

In dieser Absicht schritt ich getrost nach dem Gutshause zu, ging gerade zum Herrn von Tschrink und sagte: gnädiger Herr! Sie können nicht glauben, was es für einen rechtschaffenen Mann für eine peinliche Lage ist, wenn er den Verdacht gegen sich hat, daß er unredlich gehandelt habe. Wenn sie mir erlauben, daß ich Ihnen meine Papiere vorlegen darf: so wird es mir sehr leicht seyn, Sie von meiner Rechtschaffenheit zu überzeugen. Ich bitte also unterthänig, daß Sie doch die Gnade haben, die Entsiegelung meiner Papiere bald vorzunehmen.

v. T. Sie ist bereits geschehen.

G. Wie? ohne mich?

v. T. Ohne Sie. Trauen Sie mir nicht so viel Gerechtigkeit zu, daß ich, auch ohne Ihre Gegenwart, thun werde was Recht ist? Ich muß Ihnen aber sagen, daß, bey der Durchsicht Ihrer Papiere, der Verdacht sich vergrößert hat, daß

Sie

Sie an meinem Bruder nicht redlich gehandelt haben. Die Klugheit gebietet mir also, Sie so lange, bis Ihre Sache ausgemacht ist, in sichere Verwahrung zu nehmen.

Sogleich zog er an der Schelle, und Dietrich Kiebitz, nebst einem andern Bauer, der auf mich böse war, weil ich ein Mahl seine unbilligen Forderungen nicht erfüllet hatte, traten mit großen Prügeln herein.

Diesen Herrn, sagte Herr von Tschrink, führt auf sein Zimmer und bewacht ihn genau. Hört ihr's?

So wurde ich abgeführt, und mein Zimmer, auf dem ich so viele selige Stunden gehabt hatte, wurde in mein Gefängniß verwandelt.

J. Du armer Großvater!

So arm war ich nicht, als ihr glaubt. Ich hatte zwey gute Gesellschafter bey mir — Gott und mein gutes Gewissen. Diese sprachen mir immer Muth ein. Immer war es, als wenn ich jemanden sagen hörete: Gottschalk! laß den Muth nicht sinken!

ken! du bist ein rechtschaffener Mann! es wird alles gut gehen. Die Demüthigung, die du jetzt duldest, wird gewiß zu deinem Besten dienen.

Sie diente wirklich zu meinem Besten.

Ein und vierzigster Abschnitt.

Am dritten Tage meiner Gefangenschaft pochte jemand an meine Thür, öffnete sie auch sogleich und — da stand Herr Hildebrand! Guter Gottschalk! sagte er, fiel mir um den Hals, und netzte meine Backen mit seinen Thränen. Es wird alles gut gehen, fuhr er fort, verlassen Sie sich auf mich. Ich kam Sie zu besuchen, wurde aber nicht zu Ihnen gelassen: weil man mir sagte: Sie wären im Arreste, und dürften Niemanden sprechen. Warum? fragte ich. Weil er Gelder unterschlagen hat, erhielt ich zur Antwort.

Ich ging im Dorfe umher, erkundigte mich da und dort, bey den Bauern, die ich antraf, nach der Ursache Ihrer Einsperrung. Alle beklagten Sie; aber keiner konnte mir den eigentlichen Grund angeben, warum Sie so hart behandelt würden. Endlich traf ich einen alten Mann an, dieser sagte: der Gerichtshalter ist des Herrn Gottschalks Todfeind. Lange hat er ihn zu stürzen gesucht— nun ists ihm gelungen. Der neue Gutsbesitzer ist sein Universitätsfreund, diesen hat er gegen Herrn Gottschalk eingenommen, und sich aller seiner Papiere bemächtigt. Nun kann er mit dem ehrlichen Manne machen was er will.

Sobald ich dieß hörete, ging ich zum Herrn von Tschrink, und sagte ihm, was ihm zu sagen war. Nun wird hoffentlich die Sache anders gehen. Jetzt folgen Sie mir auf sein Zimmer.

Da ich heraus kam, waren meine Wächter schon entfernt. Also, fragte Herr von Tschrink, glauben Sie Ihre Recht-

schaf-

schaffenheit beweisen zu können, wenn Sie Ihre Papiere in den Händen haben?

G. Ganz gewiß.

v. T. Sie sollen sie gleich haben.

Noch Eins! sagte Herr Hildebrand, die Papiere sind durch die Hände seines Feindes gegangen. Er kann davon mancherley unterschlagen haben. Wenn Ew. Gnaden die Gerechtigkeit lieben; wenn Sie nicht bey dem Landesherrn Verantwortung sich zuziehen wollen, so müssen Sie nothwendig auf der Stelle des Gerichtshalters Schränke und Zimmer versiegeln.

v. T. Das geht nicht.

H. Das muß gehen. Wenn nun der Feind des Herrn Gottschalk die Papiere unterschlagen hätte, die seine Rechtschaffenheit bewiesen, womit soll er sie denn darthun? Setzen Sie ihn dadurch nicht in die Nothwendigkeit, bey dem Landesherrn Hülfe zu suchen? Herr Gottschalk! Sie nehmen Ihre Papiere nicht eher an, bis alles bey dem Gerichtshalter versiegelt ist.

v. T. Nun gut! Folgen Sie mir.

So

So gingen wir in das Haus des Gerichtshalters, dem Herr von Tschrink sogleich das Siegel abforderte, und ihm sagte, daß er, um sich gegen Verantwortung zu schützen, nothwendig seine Sachen auch versiegeln müsse.

Der Mensch erblaßte, gab mit zitternden Händen das Siegel hin, und bath Herrn von Tschrink, ihm zu erlauben, daß er noch ein Paar Briefe aus seinem Schranke nehmen dürfe, die heute nothwendig müßten beantwortet werden.

Das können Sie, sagte Herr von Tschrink.

Das können Sie nicht, sagte Herr Hildebrand etwas heftig, trat vor den Schrank, und bath Herrn von Tschrink, diesen zuerst zu versiegeln.

Herr von Tschrink ging etwas verdrießlich fort, aber Herr Hildebrand hielt ihn bey der Hand, und bath ihn die Versiegelung zu vollenden, und er mußte nachgeben.

Den folgenden Tag wurde die Entsiegelung in Gegenwart des Gerichtshal-

ters

ters vorgenommen, und meine Papiere wurden mir ausgeliefert.

Da fing ich nun an, meinem neuen Herrn die Rechnung vorzulegen, nebst den Briefen des verstorbenen Herrn von Tschrink, in welchen er mir die Aufträge zu verschiedenen Ausgaben gab, die ich gemacht hatte, nebst den Quittungen, über die von mir bezahlten Gelder. Es fand sich aber bald, daß verschiedene Briefe und Quittungen fehlten. Unter andern war der Brief nicht da, in welchem mir aufgetragen wurde, in Leipzig Steuerscheine zu kaufen, und die Steuerscheine waren auch nicht zu finden.

Wo sind diese Papiere? fragte Herr von Tschrink etwas heftig.

Das muß der Herr Gerichtshalter wohl wissen, gab ich zur Antwort.

Wenn es gefällig ist, sagte Herr Hildebrand: so wollen wir des Herrn Gerichtshalters Schreibeschrank entsiegeln. Vielleicht haben sie sich dahin verloren.

Die

Die Entsiegelung wurde vorgenommen und die fehlenden Papiere wurden wirklich in zwey verborgenen Schubladen gefunden.

Herr von Tschrink gerieth bey dem Anblicke derselben in den heftigsten Zorn, faßte den Elenden bey der Brust und sagte: Nichtswürdiger! ist das der Lohn des Zutrauens, das ich dir geschenkt habe? ja er würde ihn geschlagen haben, wenn ihn Herr Hildebrand nicht davon abgehalten hätte.

Der Elende fiel ihm zu Füßen, umarmte seine Knie, und bath: Erbarmung! Gnade! ich habe eine Frau und fünf Kinder.

Ich konnte den Anblick nicht aushalten, sondern trat ans Fenster. Kinder! wenn ihr diesen Menschen in dieser Stellung gesehen hättet, ihr würdet euch entsetzt haben. Da konnte man recht sehen wie verächtlich der Mensch wird, der Gottes Weg verläßt, nicht nach seinem Willen

len handelt, sondern seinen eigenen Begierden gehorcht.

Herr von Tschrink wandte sich unwillig von ihm, und befahl, daß man ihn bewachen sollte.

Den übrigen Theil des Tages wendete Herr von Tschrink dazu an, daß er mit mir meine sämmtlichen Rechnungen auf das Genaueste durchging. Da das Geschäfte geendigt war, druckte er mir die Hand und sagte: Herr Gottschalk! ich finde, daß sie ein sehr rechtschaffner Mann sind. Vergeben Sie mir, daß ich den Verläumdungen, die dieser schändliche Mensch gegen Sie anbrachte, Gehör gab. Bestimmen Sie nun die Strafe, die ich ihm zuerkennen soll.

G. Ist er nicht schon gestraft genug? Sind die Vorwürfe seines Gewissens, und die Verachtung, die er sich zugezogen hat, für ihn nicht die empfindlichsten Strafen?

v. T. Aber er hat Sie doch beleidigt, und Sie müssen Genugthuung haben.

G. Diese haben Sie mir bereits gegeben, indem Sie meine Unschuld anerkannt haben.

v. T. So muß ich ihn doch aus meinen Diensten jagen. Wie kann ich einem solchen Schurken meine Geschäfte noch ferner anvertrauen?

G. Dawider kann ich freylich nichts einwenden. Aber seine fünf Kinder!

v. T. Die mögen mit ihrem verworfnen Vater sein Schicksal theilen.

G. Sie sind aber doch unschuldig.

v. T. Das mögen Sie wohl seyn. Was können wir aber weiter für sie thun, als sie bedauren?

G. Sie erziehen.

v. T. (mir voll Erstaunen in die Augen sehend) Mann! wie ists möglich, daß Sie Ihren bittersten Feind so behandeln können, daß Sie nicht nur sich nicht an ihm rächen, sondern ihm so gar Gutes thun wollen?

G. Wie wäre es möglich, mich an dem zu rächen, der mein Wohlthäter ist? Wie

leicht

leicht ist es dem Gutes zu thun, der mir zuerst Gutes erzeigte?

v. T. Wie? Der Gerichtshalter Nachtrabe Ihr Wohlthäter?

G. Das ist er, gnädiger Herr! Es ist ein Gott, der die Welt regieret, und die Schicksale der Menschen lenkt.

v. T. Das glaube ich von ganzem Herzen; was wollen Sie aber damit sagen?

G. Dieser Gott leitet nicht nur den Donner und Bliz, sondern auch die Handlungen der Menschen. Unter seiner Regierung müssen denen, die Recht thun, und seinen Willen befolgen, alle Dinge, auch die bösen Anschläge der Feinde, zum Besten dienen. Sie schenken mir, gnädiger Herr, Ihr Zutrauen, das mir ungemein schäzbar ist; würde ich dasselbe in so hohem Grade erhalten haben, wenn meines Feindes Verläumdungen Sie nicht bewogen hätten, meine Rechnungen recht genau durchzugehen? Würde alle das Gute, das meine Freunde von mir sagen konnten, Sie auf mich so auf-

aufmerksam gemacht haben, als die Verläumdungen meines Feindes?

Er stand gerührt auf, und sagte: ich habe heute von Ihnen viel gelernt. Aber wie wollen wir es möglich machen, daß die Kinder erzogen werden?

Das wollen wir überlegen, antwortete ich.

Nach einer Ueberlegung von einigen Tagen, wurde alles in Ordnung gebracht. Der Gerichtshalter wurde seines Dienstes entsetzt, mußte sich entfernen, und seine Kinder zurücklassen.

Der Prediger des Orts nahm sie zu sich und besorgte ihre Pflege und Erziehung. Da die Schmidischen Kinder nun erwachsen waren, so wurde das Geld, das bisher für sie war bezahlt worden, dem Prediger bestimmt, und da dieß nicht hinreichte: so verwilligte Herr von Tschrink dazu einen jährlichen Zuschuß. Daß ich auch dazu einen jährlichen Beytrag gab, hielt ich für meine Schuldigkeit.

Zwey und vierzigster Abschnitt.

Nachdem nun alles in Ordnung gebracht war, reiste Herr Hildebrand wieder ab, nachdem er mich auf das herzlichste von seiner Freundschaft versichert hatte, und Herr von Tschrink machte auch Anstalten zu seiner Abreise. Ehe diese aber erfolgte, ließ er mich zu sich kommen und sagte: lieber Gottschalk, ich habe, wie Sie wissen, meine Güter in Pohlen. Das Gut, das ich von meinem Bruder geerbt habe, ist mir zu entfernt. Wenn ich es gut verkaufte, so könnte ich vielleicht für das Kaufgeld, in meiner Nachbarschaft, wo die Güter wohlfeil sind, ein anderes bekommen, das noch ein Mahl so groß wäre. Ich gebe Ihnen also Vollmacht, dieses Gut zum Verkaufe auszubiethen, und mir von Zeit zu Zeit Nachricht zu geben, wie viel darauf gebothen wird; so will ich Ihnen dann melden, wenn Sie es losschlagen sollen.

Ich versprach seinen Auftrag zu befolgen, und er reiste ab.

Kaum war es bekannt geworden, daß das Gut solle verkauft werden: so kamen mehrere Unterthanen zu mir, und bathen mich, daß ich es doch an mich kaufen möchte, damit ich das Gute, was ich angefangen hätte, fortsetzen könnte. Besonders setzte mir der alte Kutscher sehr stark zu. Sie haben, sagte er, in unserer Gemeine so viel Gutes gestiftet — wenn nun das Gut Einen andern Herrn bekommt, der unverständig und leichtsinnig ist: so kann er in einem Jahre alles wieder niederreissen, was Sie in vielen Jahren aufgebaut haben. Wollen Sie dieß auf ihr Gewissen nehmen?

Diese Bitten brachten mich wirklich auf die Gedanken, daß ich das Gut an mich kaufen wollte. Da ich aber dazu kein Geld hatte: so wurde ich darüber ziemlich unruhig.

Doch mein Glaube an Gott ließ mich auch dießmahl nicht sinkeu. Du willst, dachte ich, nur recht nachdenken, ob es Gottes

Wille sey, daß du diesen Kauf eingehen sollst. Ist es Gottes Wille — nun so kannst du getrost dazu Anstalten machen; ist es Gottes Wille nicht: so willst du dich der ganzen Sache entschlagen: weil sie gewiß nicht gut für dich gewesen wäre.

Gebt Achtung! Kinder! wie ich dieß angefangen habe. Ich war überzeugt, daß Gott mich auf den Platz gestellt hatte, wo ich war, und daß ich das Gute, das ich hier stiftete, nach seinem Willen gethan hatte. Ich durfte also von hier nicht weggehen, bis Gott solche Umstände eintreten ließ, die mich dazu nöthigten. Diese waren noch nicht da. Vor der Hand mußte ich also bleiben.

Nun dachte ich weiter, wenn es Gottes Wille ist, daß du Besitzer des Guts werden sollst: so muß er dir auch Mittel zeigen, das zum Ankauf nöthige Geld aufzubringen. Diese Mittel zu finden, dachte ich hin und her. Endlich fiel mir ein, was ich thun wollte.

Da auf das Gut 40000 Thaler waren gebothen worden, und in vier Wochen sich niemand fand, der mehr biethen wollte, meldete ich es an den Herrn von Tschrink, und schrieb ihm zugleich, daß ich 100 Rthlr. mehr geben wollte, unter der Bedingung, daß ich das Kaufgeld nach und nach abzahlte, und das Rückständige verzinsete; ich schlug ihm auch vor, wenn er ein anderes Gut kaufe wolle, so könne er das dazu nöthige Geld auf seine Güter aufnehmen, und es von den Zinsen verzinsen, die ich ihm zahlen müßte. Um ihm die nöthige Sicherheit zu verschaffen, wollte ich ihm einen Schuldbrief geben, in dem ich ihn als Eigenthümer seines Guts anerkennete, bis ich es ganz bezahlet hätte.

Da ich diesen Brief geschrieben hatte, war mir das Herz leicht, indem ich überzeugt war, daß wenn Herr von Tschrink meinen Vorschlag annähme, es Gottes Wille sey den Kauf zu wagen, und wenn das Gegentheil geschähe, Gott für mich einen andern Platz bestimmt habe.

Nach

Nach vier Wochen erhielt ich die Antwort, in welcher Herr von Tschrink meinen Vorschlag annahm, und mir versicherte, daß es ihm sehr lieb sey, eine Gelegenheit gefunden zu haben, mir nützlich zu seyn.

Nun wurden die zum Ankauf nöthigen Schriften ausgefertigt, und ich war nun Besitzer des Guts Wilhelmsrode, das ich bisher für den verstorbenen Herrn von Tschrink verwaltet hatte.

Die Freude, die meine neuen Unterthanen darüber bewiesen, war groß und rührete mich sehr.

Aber etwas Schweres hatte ich unternommen. Ich hatte zwar ein Gut, aber auch 40000 Thaler Schulden, von denen ich jährlich 1600 Thaler Zinsen bezahlen mußte. Doch der Glaube, daß Gott mir dieß Gut übergeben habe, ließ mich hoffen, daß er mir auch bey Nachdenken und Fleiße Mittel zeigen werde, meine Schuld abzutragen.

Drey und vierzigster Abschnitt.

Sobald ich im Besitz des Guts war, dachte ich darauf, eine liebe Frau zu bekommen, die die weiblichen Geschäfte, die bey Verwaltung eines Guts von großer Wichtigkeit sind, übernähme.

Jul. Großväterchen! Großväterchen! ich wollte wohl rathen, wer die liebe Frau war, die du suchtest.

G. So? wen meynst du?

J. Gewiß die Sophie, die Tochter des Herrn Hildebrand. Meine Mutter hat mir gesagt, daß ihre Mutter Sophie geheissen habe.

G. Wir wollen sehen, ob du recht gerathen habest. Nachdem ich hin und her gesonnen hatte, welches Frauenzimmer sich wohl für mich am besten schicke, fand ich kein anderes, als eben die Sophie Hildebrand, von der ich bereits gesprochen habe. Um zu erfahren, ob sie mir von Gott bestimmt

stimmt sey, setzte ich mich auf die Post, und fuhr nach Ludwigsthal, wo ich wieder sehr freundschaftlich aufgenommen wurde.

Ich erzählte dem Herrn Hildebrand, wie ich das Gut an mich gekauft hätte.

Sie haben zwar viel gewagt, sagte er, wenn Sie aber, im Vertrauen auf Gott, nachdenken, Ihre Haushaltung immer mehr zu verbessern, und fleißig und sparsam zu seyn fortfahren: so zweifle ich nicht, daß alles gut gehen werde. Ich wünsche nur daß sie eine gute Hauswirthin finden mögen!

Hier faßte ich seine Hand und sagte: Diese möchte ich von niemanden lieber empfangen, als von Ihnen. Ihre Sophie —

H. Meine Tochter?

G. Ihre gute Tochter Sophie. Diese ist das einzige Frauenzimmer, das ich zu besitzen wünsche.

H. Es haben sich schon verschiedene reiche und vornehme Personen um ihre Hand beworben; Sie sind nicht reich, aber Sie haben Glauben an Gott, und bemühen sich Ihr Leben nach seinem Willen einzurichten;

Sie

Sie haben ihre Vernunft ausgebildet und ihre Begierden beherrschen lernen; Sie handeln rechtschaffen gegen Ihre Nebenmenschen; Sie sind also reicher, als alle, die sich um meine Tochter beworben haben. Ich würde mich freuen, wenn ich Sie zum Schwiegersohne bekäme. Aber meine Tochter — diese muß freye Wahl haben. Wollen Sie es, so will ich mit ihr sprechen, um ihre Neigung zu erfahren.

G. O thun Sie es! das höchste Glück, das ich mir wünschen kann, ist — der Besitz ihrer liebenswürdigen Tochter.

H. So begeben Sie sich in meinen Garten, damit ich mit meiner Frau und Tochter allein sprechen kann.

Ich ging ab, und war ziemlich unruhig. Sophien liebte ich unaussprechlich, und hatte sie schon lieb gewonnen, da ich sie das erste Mahl zu sprechen Gelegenheit hatte. Zeigte sie keine Neigung zu mir: so hielt ich mich für verloren. Es kam mir vor, als wenn es nicht möglich wäre, ohne sie zu leben.

Aber auch in diesem ängstlichen Schweben, zwischen Furcht und Hoffnung, stärkte mich mein Glaube an Gott. Gesetzt, dachte ich, sie zeigte keine Neigung zu dir, sie schlüge deine Hand aus — nun so wäre ja dieß ein Zeichen, daß sie Gott nicht für dich bestimmt habe; und deßwegen wolltest du dich grämen?

Durch solche Betrachtungen gelang es mir, mich so zu beruhigen, daß ich die schönen Anlagen des Gartens betrachten, und mich mit dem Gärtner über den Anbau verschiedener Gewächse besprechen konnte.

Nachdem ich etwa eine und eine halbe Stunde so zugebracht hatte, sahe ich Sophien, von ihren Aeltern geleitet, zur Gartenthür herein kommen. Wie freudig schlug mir das Herz! ich eilte ihnen entgegen. Herr Hildebrand fiel mir weinend um den Hals, und sagte: empfangen Sie aus meinen und meiner lieben Frauen Händen, das — was unter allen unsern Gütern uns das Schätzbarste ist — unsere gute Tochter.

Sophie gab mir zitternd ihre Hand,

und versicherte mich, daß sie mich, gleich bey dem ersten Anblicke, lieb gewonnen habe, und ein herzlicher Kuß, den ich auf ihre Lippen druckte, versicherte sie von meiner Liebe.

Nachdem, ich einige sehr vergnügte Tage in Ludwigsthal zugebracht hatte, eilte ich nach meinem Gute zurück, und machte zum Empfange meiner lieben Braut die nöthigen Einrichtungen.

Drey Wochen darauf kam sie selbst, in Begleitung ihrer guten Aeltern, und wurde meine liebe Frau, in deren Gesellschaft ich fünf und dreyßig Jahre vergnügt verlebt habe.

Und warum waren diese Jahre so vergnügt? vielleicht weil alles nach meinen Wünschen ging? Nein lieben Kinder! so war es nicht. Wir sind nicht die Weltregierer, wir können unsere Schicksale nicht so anordnen, wie wir wünschen; es ist ein höherer Geist, der unsere Schicksale lenkt, und uns nicht immer gibt, was wir wünschen, sondern das, was uns gut ist. Es ist daher eines jeden Menschen Leben mit vielen Widerwärtigkeiten durch-

webt

webt. Auch ich habe viele harte Schicksale erlebt, Viehsterben, Hagelschlag, einen vieljährigen Krieg, in welchem ich zwey Mahl rein ausgeplündert wurde. Fast alle meine Kinder, meine besten Freunde, habe ich begraben müssen. Aber der Glaube an Gott, und die Aufmerksamkeit seinen Willen zu thun — diese waren es, die mir das Leben so angenehm machten.

Meine Frau und ich haben es sich sehr sauer werden lassen müssen; aber der Glaube: Gott hat uns hier angestellt, und unsere Arbeiten uns aufgetragen, machte, daß wir alles willig und freudig thaten und vieles möglich machten, was uns ohne diesem Glauben nicht möglich gewesen wäre. Traf uns ein schmerzhafter Schlag: so wurden wir darüber nicht muthlos; Gott, sagten wir zu einander, hat es gethan. Immer fanden wir in der Folge, daß die Widerwärtigkeiten uns sehr wohlthätig waren. Kamen wir bisweilen in Verlegenheit, wo wir gar nicht wußten, was wir thun oder lassen sollten: so sagte ich immer, liebe Sophie,

laß

laß uns nur nachdenken, was Gottes Wille ist, und wenn wir diesen thaten, so ging alles gut. Hatten wir bisweilen trübe Aussichten in die Zukunft, so ängstigten wir uns deßwegen nicht; Gott, sagten wir zu einander, regieret die Welt und der wird alles gut machen.

Da wir alle unsere Unterthanen, als von Gott uns anvertrauet, betrachteten, und jeden Unglücklichen, der in unserer Nähe war, ansahen, wie wenn er von Gott an uns gewiesen sey: so hatten wir stets Antrieb viel Gutes zu thun, und Gott hat unsere guten Handlungen so gesegnet, daß viele Menschen leben, die uns ihr Glück und ihre Zufriedenheit danken.

Nun habe ich beynahe alles verloren, was mir auf Erden lieb war. Meine guten Schwiegerältern sind nicht mehr, alle meine Kinder, die Hedwig ausgenommen, habe ich begraben müssen, meine Sophie, (hier brachen ihm Thränen aus den Augen) hat Gott zu sich genommen, mein Landgut, dessen Ankauf und Einrichtung mir so viele An-

strengung gekostet hatte, habe ich verkaufen müssen, weil ich, wegen meines hohen Alters, es nicht mehr gut verwalten konnte — und doch beruhige ich mich dabey und habe noch viele frohe Stunden. Denn ob mir gleich dieß alles sehr lieb war: so hatte ich doch an nichts mein Herz so gehängt, daß ich davon meine Zufriedenheit erwartet hätte. Gott ist der Einzige, auf den ich mein Vertrauen setze, und der bleibt mir, wenn ich auch alles, was mir vom Irdischen noch übrig ist, verlieren sollte.

Hier schloß Herr Gottschalk seinen Vortrag und verließ die Kinder, die durch das, was sie gehört hatten, sehr gerührt waren.

Vier und vierzigster Abschnitt.

In die nächste Lehrstunde kam Julie mit nassen Augen. Herr Gottschalk bemerkte es

so-

sogleich und fragte: ich glaube gar, Julie, du hast geweint?

— Da fing sie an laut zu schluchzen. Herr Gottschalk fragte verschiedene Mahl, warum sie weine? aber sie konnte vor Schluchzen kein Wort hervorbringen. Endlich sagte sie mit gebrochenen Worten: ich denke du stirbst uns bald, lieber Großvater; weil du uns von so vielen Leuten erzählt hast, die gestorben sind, und du schon so alt bist.

Ich, sagte Herr Gottschalk, werde nie sterben.

Das wäre sehr gut, lieber Großvater, antwortete Heinrich, aber —

Aber, fuhr Herr Gottschalk fort, weil alle Menschen sterben müssen: so glaubst du, an mich würde auch ein Mahl die Reihe kommen. Dieß wird freylich geschehen, daß mein Leib ein Mahl in den Sarg gelegt, und beerdigt wird; ich selbst aber, oder mein Geist, bin unsterblich. So ist es auch mit andern Menschen. Nur ihr Leib stirbt, ihr Geist dauert fort. Ihr habt ja Raupen gezogen. Ists nicht wahr, wann gewisse

Rau-

Raupen ihre Größe erreicht hatten, so schrumpften sie zusammen, und krochen in die Erde. Nach einiger Zeit kam ein schöner Schmetterling hervor, der weit vollkommner, als die Raupe, war. Diese konnte nur langsam von einer Pflanze zur andern kriechen. Der Schmetterling erhob sich aber in die Luft, und flog, mit größter Behendigkeit, von einer Blume zur andern. So ists mit uns Menschen auch. Wann der Tod kömmt: so wird der Leib kraftlos, er stirbt und wird dann in die Erde gelegt. Der Geist schwingt sich aber empor, und ist weit freyer, als er damahls war, da er in der Hülle des schweren Leibes wandelte.

Ihr werdet denken: woher weißt du denn das? ich will es euch sagen. Wenn ihr euch mit den Thieren vergleichen wollt: so werdet ihr bald einsehen, daß ihr eine ganz andere Natur habt, als sie. Bricht z. E. die Nacht ein: so legen sich alle Thiere schlafen, oder diejenigen, die wachen, gehen nur ihrer Nahrung nach; keines aber sieht nach den Sternen. Gesetzt auch,

daß zufälliger Weise eins dahin sähe: so erblickt es doch weiter nichts, als kleine lichte Puncte.

Der Mensch hingegen richtet seine Augen gern nach dem gestirnten Himmel, denkt über die lichten Puncte, die er da erblickt, nach, wird bald überzeugt, daß es ungeheuer große Weltkörper sind, und der Wunsch regt sich in ihm, dieselben ein Mahl näher kennen zu lernen. Das macht uns schon Hoffnung, daß wir dazu bestimmt sind, uns ein Mahl zu ihnen zu erheben. Denn wie können wir glauben, daß uns der gute Gott diese Herrlichkeit zeigen, den Wunsch sie näher zu betrachten in uns erregen, und denselben nie erfüllen sollte?

Ihr wißt ferner, daß jedes Thier, wann es eine Zeitlang gelebt hat, so vollkommen ist, als es werden kann. Aber so ists nicht mit dem Menschen; nie wird er auf der Erde so vollkommen, als er seyn könnte. Ich bin nun ein so alter Mann und habe von Jugend auf mich bestrebt etwas nützliches zu lernen. Aber ausgelernt habe ich noch

lange

lange nicht. Täglich lerne ich mehr; und wenn ich noch zwanzig Jahre leben sollte, würde ich immer noch mehr lernen. Und gleichwohl, wenn ich von der Erde gehe, werde ich doch nur wie ein kleines Kind seyn, das noch unendlich viel nicht weiß, was es wissen könnte. Ich habe mir nun so viele Mühe gegeben, ein recht guter Mensch zu werden, und doch bin ich noch nicht so gut als ich wünsche und seyn sollte. Bald vernachlässige ich dieses, bald jenes, bald begehe ich diesen, bald jenen Fehler. So habe ich gestern noch eine Schwachheit begangen, deren ich mich wirklich schäme. Ich erhielt einen Brief mit der Nachricht, daß ich acht hundert Thaler bey einem Kaufmanne verloren hätte, der aufgehört hat zu zahlen.

J. Du armer Großvater!

G. So dachte ich auch, als ich die Nachricht bekam — ich armer Mann! betrübte mich darüber, ward unmuthig, und da deine gute Mutter mich küssen wollte, zum guten Morgen, erwiederte ich ihren Kuß nur ganz kalt, so daß die gute Frau er-

schrak und dachte ich wäre unwillig auf sie. War das nicht eine große Schwachheit? Wenn du kleine Julie mich deßwegen einen armen Großvater nennst, weil ich acht hundert Thaler eingebüßet habe, so ist dir es zu verzeihen; aber ich alter Mann, der ich an Geld nie mein Herz gehängt habe, der ich weiß, daß mein Reichthum in mir ist, in meiner Rechtschaffenheit, in meinem Vertrauen auf Gott, in meinem guten Gewissen bestehe, ich hätte mich dieses Verlustes wegen nicht für arm halten, und da ich weiß, daß dieser Verlust eine wohlthätige Fügung Gottes ist, so hätte ich mich darüber nicht betrüben, noch weniger meine Tochter deßwegen kalt empfangen sollen. Aber so sind wir Menschen, bey aller unserer Anstrengung, werden wir doch nicht so gut, als wir seyn sollten, und zu seyn wünschen. Wir verlassen die Erde, ohne daß unser Geist die Größe erreicht hat, für welche er bestimmt ist. Läßt uns dieß nicht hoffen, daß der Vater aller Geister uns für eine andere Gegend bestimmt habe,

wo

wo wir auslernen, wo wir die Vollkommenheit erreichen sollen, nach welcher wir hier vergeblich strebten?

Alles dieß gibt uns Hoffnung, daß wir unsterblich sind, aber freylich keine Gewißheit. Ich will euch jetzt aber lehren, wie ihr Gewißheit bekommen könnt, daß der Tod, der euern Leib zerstört, euerm Geiste nicht schaden werde. Seyd aufmerksam!

Alle. Wir wollen gewiß aufmerksam seyn.

G. Nun so höret zu! Macht euch immer bekannter mit Gott! Gewöhnt euch alle eure Schicksale als seine Fügungen anzusehen, und bey allem, was ihr thut, auf seinen Willen, den ihr, in jedem Falle, durch Nachdenken erfahren könnt, Rücksicht zu nehmen. So werdet ihr gewiß, so gut wie ich, erfahren, daß ihr stets unter göttlicher Aufsicht und Leitung steht; daß ihr immer gewarnt werdet, wann ihr im Begriffe seyd, etwas Böses zu thun,

daß in jeder Trübsal, die euch trifft, auch für die nöthige Stärkung und den nöthigen Trost gesorgt ist; und daß die härtesten Schicksale, die euch treffen, wenn ihr nur darauf merken wollt, immer für euch in der Folge wohlthätig sind.

Heinr. Aber, lieber Großvater! darf ich etwas sagen?

G. Das versteht sich.

H. Da ist unser ehemahliger Nachbar, Herr Reifenbeil.

G. Nu?

H. Der ist aus einem reichen ein armer Mann geworden. Seine Kinder sind alle unglücklich und elend. Der eine ist gemeiner Soldat, der andere —

G. Genug! was willst du damit sagen?

H. Ich kann nicht begreifen, wie die Schicksale dieses Mannes für ihn wohlthätig sind.

G. Lieber Heinrich! ich habe nicht gesagt, daß ihr auf die Schicksale des Nachbars, sondern daß ihr auf eure eige-

nen

nen merken sollt. Den Nachbar kennt ihr nicht, ihr wißt nicht ob er redlich oder unredlich sey, ob er bey seinen Handlungen auf Gottes Willen, oder seine Begierden, Rücksicht nehme. Euch selbst aber kennet ihr, und wißt, wenn euch bisweilen manches harte Schicksal begegnet, ob ihr euch dasselbe selbst zugezogen habt, oder ob es euch ohne eure Schuld trifft. Wenn ihr nun so einige Jahre die Erfahrungen werdet gemacht haben, daß alle widrige Schicksale für euch wohlthätig sind, so werdet ihr kein Unglück mehr fürchten, bey jedem unangenehmen Schicksale werdet ihr auf einen angenehmen Erfolg rechnen; wie werdet ihr dann glauben können, daß der Tod euch nachtheilig seyn, daß er euch tödten, daß er euch vernichten werde? So etwas zu besorgen wird euch unmöglich seyn. Wer sein Lebelang erfahren hat, daß alle unangenehme Schicksale einen guten Erfolg hatten, der weiß es gewiß, daß der

Tod für ihn wohlthätig, daß er der Uebergang zum Leben sey.

Ich, für meine Person, hoffe es nicht, glaube es nicht, ich weiß es gewiß. Wann über lang oder kurz der Bote Gottes, der Tod, von der Erde mich abruft: so werdet ihr sehen, daß ich ihm mit eben der Ruhe folge, als wenn ich zu einem Freudenmahle eingeladen wäre.

Es traf wirklich ein. Als nach acht Jahren Herr Gottschalk des Todes Ankunft merkte, ließ er seine Familie zusammenberufen, und sagte mit der größten Ruhe: Der Gott, der mich hier zum Guten erzog, ruft mich zu sich, um mir die Geschäfte zu übergeben, für welche er mich erzogen hat. Dank! Dank! dir mein Vater, daß du mich mit dir bekannt gemacht hast. Habt, meine Lieben! Gott stets vor Augen und im Herzen: so werdet ihr — so ruhig die Erde verlassen können — als —

Hier

Hier verließ ihn die Sprache, er stammelte und — verschied.

Viele Thränen flossen bey seinem Grabe, und das Vertrauen auf Gott, und den Eifer seinen Willen zu thun, hinterließ er, als Erbtheil, seinen Nachkommen.

Ende.

Verzeichniß einiger Verlagsbücher der Buchhandlung der Erziehungsanstalt in Schnepfenthal.

Ein vollständiges Verzeichniß unsers Verlags, wird in allen Buchhandlungen gratis ausgegeben.

Ausfeld, J. W. Lehrer der Mathematik in Schnepfenthal, Anweisung zur gehörigen Berichtigung der Uhren nach einer Sonnenuhr oder einer Mittagslinie; und zum leichten Auffinden der letztern. Zunächst für alle Aufseher der Thurmuhren bestimmt, die mit der Zeitgleichung noch nicht bekannt sind. 8. 1804 geheftet 3 Gr.

Blasche, B. H. Mitarbeiter an der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, Grundsätze der Jugendbildung zur Industrie, als Gegenstand der allgemeinen Menschenbildung bearbeitet in praktischen Vorschlägen für Erzieher, Schullehrer und überhaupt für alle Beförderer des Schul- und Erziehungswesens. 8. 1804. 14 Gr.

Der Bote aus Thüringen mit Zeitungsnachrichten die Jahrgänge 1788 — 1802 compl. jeder Jahrgang 18 Gr. Ohne Zeitungsnachrichten 16 Gr., mit Zeitungsnachrichten 1803 v. C G Salzmann 1 rthl. Ohne Z. 20 Gr.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Teutschen des achtzehnten Jahrhunderts. gr. 8. 1802:

auf Schweizer Papier 2 Thlr. 12 Gr.
auf Druckpapier 2 Thlr.

Ge-

Gesangbuch für die Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 8. 1801. 16 Gr.

Glatz, Vater Traumann. Ein Lesebuch, zunächst für Bürgerschulen; auch beym Privatunterichte brauchbar. Seitenstück zu Thiemens Gutmann. 8. 1803. (in Commission.) 18 Gr.

Leopold, J. L. G., Handbuch der gesammten Landwirthschaft. Zuerst das Buch vom Ackerbau. 8. 1795. 18 Gr.

Desselben Buches 2r Theil. Das Buch von der Viehzucht. 1 Thlr.

Reisen der Zöglinge zu Schnepfenthal 1r. B. von C. G. Salzmann. Mit einem Kupfer. 8. 1799. 12 Gr.

— — 2r Bd. von J. W. Ausfeld, mit Titelkupfer und Vignette 8 1803.
Schreibp. 1 Rthl.
Druckpap. 18 Gr.

Salzmann's, C. G., christliche Hauspostille 1r — 5r Bd. welche 67 Predigten enthalten à 8 Gr. 1 Thlr. 16 Gr.

— — Conrad Kiefer, oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Kinder. Ein Buch für's Volk. 8. 1796. 12 Gr.

— — Himmel auf Erden. Auf Schreibp. mit einem Titelkupfer. 8. 1 Thlr.

Dasselbe auf Druckpapier 16 Gr.

— — C. G. Conrad Kiefers ABC und Lesebüchlein, oder Anweisung auf die natürlich-

lichste Art das Lesen zu erlernen. 1r und 2r Bd. à 6 Gr. 12 Gr.

Salzmanns Taschenbuch zur Beförderung der Vaterlandsliebe. 1802. 1 Thlr. 4 Gr.

Salzmanns C. G. Konrad Kiefers Bilderbüchlein, enthält in 18, unter der Aufsicht des Herrn Prof. Müller in Stuttgart sauber gearbeiteten Kupfern die Abbildung der vorzüglichsten Geschichten die in Conr. Kiefers ABC und Lesebüchlein Theil 1 erzählt werden 1803. 1 Rthl. 12 Gr.

— — 2tes Heft 1804. enthält 18 gleichfalls unter der Aufsicht des Herrn Prof. Müller in Stuttgart gearbeitete Kupfer zum 2ten Theil von Conr. Kiefers ABC und Lesebüchlein.

Salzmanns C. G. erster Unterricht in der Sittenlehre für Kinder von 8 — 10 Jahren. 1803. 8. 18 Gr. 18 Gr.

Von demselben die Französische Uebersetzung. 18 Gr.

— — Heinrich Gottschalk in seiner Familie oder erster Religionsunterricht für Kinder von 10 — 12 Jahren. 8. 1804. 18 Gr.

Unterhaltungen eines Landschullehrers mit seinen Kindern, über merkwürdige Wörter und Sachen aus der Natur und dem gemeinen Leben. Ein Buch für Eltern, Kinder und Schullehrer unter den Bürgern u. Landleuten. 1r — 2r. Heft, jeder. 6 Gr.

Dasselbe 3r Heft. 5 Gr.

Dasselbe 4r Heft. 6 Gr.

Staatl. Bibliothek Regensburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Salzmann, Christian Gotthilf,

Heinrich Gottschalk in seiner Familie, oder erster Religionsunterricht für Kinder von 10 bis 12 Jahren

Schnepfenthal 1804

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.317
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301488-8